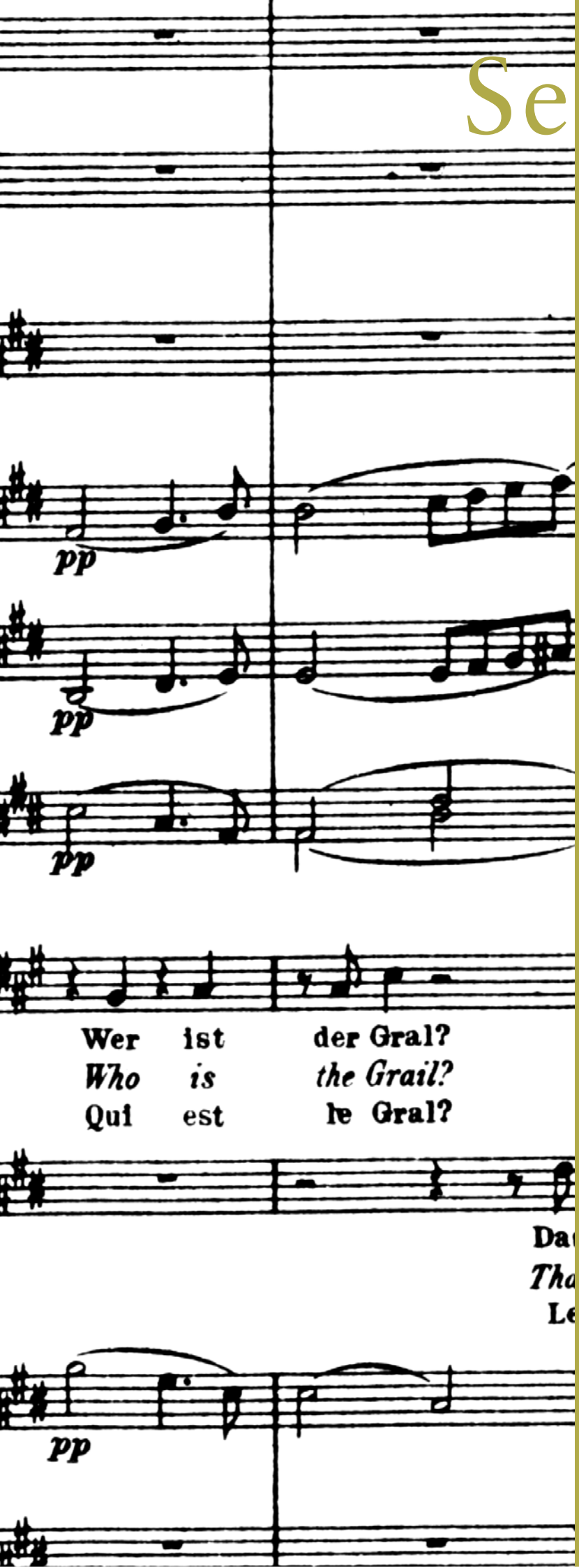
Sezession

Siegfried Gerlich
Wagners Sendung

Frank Lisson
Wagner und Nietzsche

Karlheinz Weißmann
Schlachtengemälde 1813

Felix Krautkrämer
Prozeßauftakt NSU

Erik Lehnert
Der schmale Grat

53
April 2013
11 EURO
ISSN 1611–5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (verantwortlich), Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann.

11. Jahrgang, Heft 53,
April 2013

Sezession erscheint im Februar, April, Juni, August, Oktober und Dezember. Der Preis für das Einzelheft beträgt 11 € zzgl. Versandkosten. Wer *Sezession* für mehr als lesenswert hält, kann ein Förderabonnement (75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das normale Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge Leser in Ausbildung), jeweils inkl. Versand. Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr. Wird das Abonnement nicht bis zum 30. November gekündigt, verlängert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel im Heft vorbehalten. Für Anzeigenkunden gilt die Preisliste Nr. 11 vom Oktober 2012.

Manuskripte sind stets willkommen und sollten als Kurzbeitrag 9000 und als Grundlagenbeitrag 15 500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 41

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Editorial

Bild und Text

2 **Verstrickungen**
Martin Lichtmesz

Grundlagen

4 **Autorenportrait Cormac McCarthy**
Michael Wiesberg

8 **Amerikas – Hegemon und Samariter**
Thomas Bargatzky

12 **Der Puls Europas**
Felix Menzel

16 **Nationalsozialistischer Untergrund**
Felix Krautkrämer

20 **Richard Wagners deutsche Sendung**
Siegfried Gerlich

26 **Wagner und Nietzsche**
Frank Lisson

30 **Wie Frauen in der Sprache (wieder) unsichtbar werden**
Werner Sohn

34 **Die große Erzählung**
Karlheinz Weißmann

Debatte

40 **Der schmale Grat**
Erik Lehnert

43 **Die Spurbreite des schmalen Grates**
Götz Kubitschek

44 **Avantgarde, Ästhetik, Revolution**
Alex Kurtagić

Bücher

48 **Wagner-Literatur**
Siegfried Gerlich

50 **Rezensionen**

Vermischtes

54 ***Kursbuch* 173, Graben für Germanien, Pius-Brüder, Pascal Ormunait**

56 **Briefe an alle und keinen**

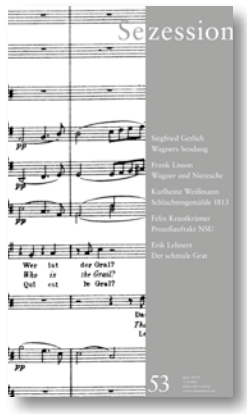
Bildinnenteil

Präsentiert werden diesmal Arbeiten des belgischen Künstlers Michaël Borremans.

Mittwoch, 13. März

von Götz Kubitschek

5.45 Uhr – Schlechte Nacht. Viel sinniert über Macht und Ohnmacht des Wortes und den daran ausgerichteten Rhythmus zwischen Schaffensdrang und Lähmung. Gelingt ein Text, strömt Kraft zu; wird er gelesen und gelobt (oder kritisiert), endet die Einsamkeit des Schreibens; setzt er etwas in Gang, ertönt machtvoll der Ton der Werksglocke.

7.30 Uhr – Rasche, konzentrierte Arbeit an jenem Fall, der das Nachdenken über den Wert des Publizierens erst auslöste: Vor zwei Tagen ist in Kirchweyhe, einem Ort kurz vor Bremen, ein fünfundzwanzigjähriger Deutscher von einer Horde türkischer Schläger ins Koma gedroschen worden. Es gibt keine Hoffnung auf Genesung mehr, das Gehirn ist zerstört, die lebenserhaltenden Maschinen sollen heute abgestellt werden.

Der Fall ist lückenlos dokumentiert: Daniel S. war mit ein paar Freunden unterwegs von einer Disco zur nächsten und hatte für diesen Ortswechsel einen Bus bestellt. Weils pro Mann billiger kommt, je mehr Fahrgäste an Bord sind, machte man auch fünf angetrunkenen Türken die Türe auf. Die fingen an zu pöbeln, dann zu schlagen. Über ihre Mobiltelefone riefen sie Verstärkung, und als der Bus in Kirchweyhe vor der Disco hielt, wartete draußen der Mob. Daniel S. trat schlichtend vor die Tür und wurde so lange traktiert, bis er mit zerschmettertem Kopf liegenblieb. Von den sechs mutmaßlichen Haupttätern war am Morgen nur noch einer in Gewahrsam.

Was angesichts dieses Mords mit Ansage unbegreiflich ist: Neben der Lokalausgabe der *Bild*-Zeitung und dem *Weserkurier* hat keine einzige andere Zeitung diesen lupenreinen Fall von deutschenfeindlicher Ausländergewalt zum Thema gemacht. Alles spielt sich auf den Internetseiten von *politically incorrect, Junger Freiheit* und *Sezession* ab, und Felix Menzel hat diesen Mord natürlich in die Chronik unseres Netz-Projekts deutscheopfer.de aufgenommen.

11.50 Uhr – Anruf eines befreundeten Redakteurs: Wie diese neue Partei einzuschätzen sei, die »Alternative für Deutschland« um die Publizisten Konrad Adam und Alexander Gauland und die Euro-Kritiker Bernd Lucke und Joachim Starbatty? Meine Antwort ist so konservativ, daß ich mir selbst ein bißchen fremd werde, während ich sie gebe: daß es nämlich völlig egal sei, ob sich diese Leute vor ihrem Ruhestand (nur Lucke ist jünger) je ein Bein ausgerissen hätten für unser Land, egal also etwa Gaulands Null-Engagement für rechte Themen, während er Chefredakteur der *Märkischen Allgemeinen* war – egal dies alles: wenn es ihnen nur jetzt gelänge, unser Land ein wenig vor dem zu bewahren, was der Komplex »Euro« noch alles anrichten könnte. Sollen sie also machen, sollen sie sich ruhig ein bißchen von uns und unseren Kirchweyhe-Themen distanzieren, wenn es ihnen dabei hilft, bis zur Bundestagswahl durchzuhalten und ein Thema in den Focus zu rücken, das auf etablierter Seite schon als abgehakt galt.

13.00 Uhr – In die letzten Feilarbeiten an diesem Heft der *Sezession* platzt die Nachricht, daß Markus Beisicht, Chef von PRO-NRW, nur knapp einem Mordanschlag entkommen sei: Die Polizei hat gestern Abend die möglichen Täter – Salafisten, unter ihnen zwei konvertierte Deutsche – auf der Fahrt zur Wohnung Beisichts stoppen können, sie seinen durch eine Abhöraktion aufgeflogen. Beisicht steht ab sofort unter Personenschutz.

16.10 Uhr – Druckfreigabe für die Bildinnenseiten und den Umschlag erteilt. »Wer ist der Gral?« – vielleicht reicht es dieses Jahr wieder nach Mannheim zur Parzival-Inszenierung, die seit 1953 stets an Karfreitag und Fronleichnam gegeben wird und jenes Mysterium hervorzubringen vermag, das auch in den endlosen Liturgien traditioneller Gottesdienste aufscheinen kann. Lanze, Opfer und Kelch – dort sind wir noch unter uns.

19.30 Uhr – Weißer Rauch in Rom – ein Argentinier ist erwählt, Franziskus I. Gilt als »interessiert an ökologischen Fragen«. Man hört, daß aufgeatmet, man spürt, daß angeknüpft wird: Ökologie ist eine Art Weltreligion, der Glaubenskern der Zivilgesellschaft. Von hier ist's nur ein kleiner Schritt zur Ökumene und zu jenen Pappkarton-Gottesdiensten, die Parzival in einer modernen Inszenierung auf seiner Suche nach dem Gral durchreiten müßte.

23.05 Uhr – Mein Beitrag über Daniel S. ist im Netz-Tagebuch der *Sezession* seit zehn Uhr online und wurde bisher vierundzwanzigtausend Mal gelesen. Das ist sehr viel. Das ist gar nichts.

Verstrickungen

von Martin Lichtmesz

Eines Tages wird der letzte Deutsche verstorben sein, der den Zweiten Weltkrieg miterlebt hat – und sei es nur als Kleinkind. Dann wird die geschichtliche Chance endgültig vertan sein, das Knäuel aus politischen Indoktrinationen und psychischen Komplexen innerhalb der deutschen Seele so weit zu entwirren, daß am Ende doch noch so etwas wie Wahrhaftigkeit, aufrechter Gang und Mut zur Zukunft entstehen kann. Das Fleisch der Gefühle und der Erinnerung wird endgültig austrocknen, und übrigbleiben wird nur noch die starre Hülle, die sich darüber gestülpt und über Generationen sklerotisch verfestigt hat. Auf diese Weise werden die Deutschen auch noch die letzten Jahrzehnte vor ihrer demographischen Marginalisierung verbringen: verweiblicht, verkindlicht, trunken vom Opium einer sinnstiftenden Büßermoral. Sie werden sich wohl auch dann noch mit Nibelungentreue als Vollstrecker des Willens der Sieger gegen die eigene Substanz gebärden, wenn sowohl die Sieger als auch die Substanz nur mehr Phantome sind.

Die Bombardierung Dresdens, die nun fast siebzig Jahre zurückliegt, ist als Schatten eines Schattens zum Brennpunkt der deutschen Identitätsneurose geworden. Die Deutschen sind unfähig, eine ästhetisch gemäße und würdige Form der Trauer zu finden. An deren Stelle tritt der Kitsch der unbotmäßig getragenen »weißen Rosen«, des Händchenhaltens in »Menschenketten« und des infantilen »Bunt statt Braun«-Gestammels. Sie meinen es dabei nur gut, allzugut mit ihren geschwollenen Herzen und ihrem Bemühen, sich möglichst gründlich in den starren Rahmen hineinzuzwängen, den sie nicht zu sprengen wagen, weil er ihrem molluskenhaften Dasein wenigstens ein bißchen Halt gibt.

Ende 2012 kamen also Barbara Niklas und Kristina Krömer von der Dresdener Ateliergemeinschaft »Louisen Kombi Naht e.V.« (zwei

junge Frauen mit gutmütigen Gesichtern, Strickpullis, Strumpfhosen, Wollsocken, Nasenringen und allgemein burschikosem Habitus) auf die Idee, als »Zeichen gegen Krieg und Gewalt« und pünktlich zum Februargedenken einen Panzer in Dresdens Militärhistorischem Museum »fluffig, friedlich, farbenfroh« (*FAZ*) einzustricken. Das Museum kam ihnen freudig entgegen und stellte einen Panzer an prominenter Stelle, gleich neben dem Eingang, zur Verfügung: »Unser Haus fördert die kritische Auseinandersetzung mit der Kulturgeschichte der Gewalt«. »Auf ins Geflecht!« lautete die Parole, und »Erinnerungskultur reknitted«. Alte und Junge sollten dabei generationsübergreifend zusammenkommen, damit die Oma der (Ur-)Enkelin beim gemeinsamen Stricken vom Krieg erzählen könne. So geschah es auch, und es ist ein urkonservatives Bild, dieser wöchentliche Strickabend, an dem in gemeinschaftlicher Arbeit eine alte Kulturtechnik tradiert und in Erzählungen das kollektive Gedächtnis aufgefrischt wurde. Einige der betagteren Strickerinnen hätten berührende Erlebnisse aus den Kriegstagen in Dresden geschildert, gaben die beiden Leiterinnen des Panzer-Projekts zunächst ganz unbefangen zu Protokoll.

Jedoch – zu friedlich, zu deutsch das Ganze: Als bekannt wurde, daß als einzustrickendes Objekt ein sowjetischer T-34 vorgesehen war, trat ein antifaschistisches »Bündnis gegen Verstrikkungen« auf den Plan: »Eure rechten Maschen verhöhnen die Opfer des Vernichtungskrieges«, hieß es in einem mit englischen und russischen Slogans gespickten Flugblatt, das den »Louisen«

schroff untersagte, ein »Kriegsgerät einzustrikken, das zur Abwehr eines deutschen Angriffskrieges eingesetzt wurde.« Die Friedensstrickerinnen verwahrten sich zunächst gegen die Anwürfe und verteidigten ihre Panzerwahl: Der T-34 habe Leid über viele Deutsche gebracht und gleichzeitig die Nazi-Diktatur beendet – ideal sei solch ein ambivalentes Objekt. Dann aber wurde der »Befreierpanzer« doch gegen einen Nachkriegs-Leopard der Bundeswehr ersetzt, dem antideutschen Drängen also wieder einmal nachgegeben.

Zusätzlich pflasterte das »Kombi Naht« seine Netzseite geflechtsbereit.de mit sühnedeutschen Phrasen in feministisch korrekter Schreibweise: Sie wollten »mit dem Projekt nicht an Opfermythen weiterschreiben«, die »Bombardierung Dresdens war die logische Konsequenz aus dem Angriffs- und Vernichtungskrieg des NS-Staates«, die Opfer des Krieges »verpflichten uns, aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen und frühzeitig rassistischen und diskriminierenden gesellschaftlichen Tendenzen entgegenzuwirken.« Ein russischer Kriegsveteran wurde eingeladen und an einem Themenabend daran erinnert, daß »nicht nur die Opfer des Holocausts Verdrängung erleben«, sondern auch »die Täter_innen und Mitläufer_innen der NS-Diktatur«. Die deutschen Opfer des Krieges (und Vernichtungskrieges) wurden hier also erneut aus der Sprachordnung und aus dem Gedächtnis gelöscht.

Die Frage nach dem »Verstrickt-« und »Verwickeltsein« verhandelt die Netzseite stramm entlang der üblichen Deutungsstrickmuster, während das »Verflochtensein jedes einzelnen in komplexe historische Zusammenhänge« auf ein linkspädagogisches Klischee reduziert wird: »Ist man Teil des gesellschaftlichen Gefüges, das sich schweigend über Ungerechtigkeiten und Benachteiligungen von Minderheiten wie eine gestrickte Decke legt?« »Subjektiv erlebte Geschichte aufarbeiten« bedeutet dann »kritisches Hinterfragen und Auseinandersetzung mit den Zeitzeug_innen des Ereignisses«, was wohl heißt, daß auch den in der Häkelstunde durchgesickerten Erzählungen der »Erlebnisgeneration« der richtige Filter übergestülpt werden soll. Die politische und sprachliche Unterwerfung wurde also mit DDR- und BRD-artiger Gründlichkeit betrieben. Wie immer entlarvt sich die schiefe Ästhetik von selbst: Der »farbenfrohe« Flickenteppich korrespondiert mit einem eisenharten ideologischen Gitter und der unterschwelligen Strafandrohung im Falle des Abweichens vom abgesteckten Rahmen. Dem Schmerz der eigentlichen, der eigenen Geschichte will man sich ohne Scheuklappen und Fallnetz nicht stellen. Man bleibt lieber auf der sicheren Seite des Wühlens in der Identität des ewigen, also schon immer und potentiell noch immer »Schuldigen«. Die Folge ist das Gegenteil der vorgetragenen Absichten. Die kuschelig-bunte Decke dient vor allem dazu, die harte Wirklichkeit zu verdecken, zu sentimentalisieren, zu verniedlichen, und der Konfrontation mit sich selbst und seiner eigenen Lage auszuweichen: ein Sinnbild für den mentalen Zustand der mit der DDR fusionierten Bundesrepublik überhaupt.

Die Natur des Krieges – Autorenportrait Cormac McCarthy

von Michael Wiesberg

Ungeachtet der vielfach prämierten Verfilmung seines 2005 publizierten Romans *No Country for Old Men* (*Kein Land für alte Männer,* 2008) durch die Brüder Ethan und Joel Coen (2007) ist der Bekanntheitsgrad des US-amerikanischen Schriftstellers Cormac McCarthy in Deutschland noch gering. Das muß bei einem Autor irritieren, dessen Roman *Blood Meridian: Or the Evening Redness in the West* (dt. *Die Abendröte im Westen*) zu den wichtigsten Büchern gezählt wird, die im 20. Jahrhundert in den USA publiziert wurden. Möglicherweise spielt seine Distanz zur Öffentlichkeit eine Rolle; McCarthy steht für Interviews oder »Presse-Events« nur selten zur Verfügung.

Einem größeren US-Publikum wurde der 1933 in Rhode Island geborene McCarthy mit seinem Roman *All the Pretty horses* (1992, dt. *All die schönen Pferde*) bekannt, dem ersten Teil seiner »Border-Trilogie«, die durch die Romane *The Crossing* (1994, dt. *Grenzgänger*) und *Cities of the Plain* (1998, dt. *Land der Freien*) abgeschlossen wurde. 2006 erhielt er für sein Werk *The Road* (2006, dt. *Die Straße*) den Pulitzer-Preis.

In einem seiner seltenen Interviews erklärte McCarthy, der im Juli dieses Jahres 80 Jahre alt wird, gegenüber der US-»Talkmasterin« Oprah Winfrey, daß er keine Schriftsteller kenne und den Umgang mit Wissenschaftlern vorziehe. Er betonte weiter, daß er einfache Aussagesätze (»simple declarative sentences«) präferiere und keine Anführungszeichen verwende; er wolle die Buchseiten nicht »mit verrückten kleinen Zeichen überstreuen« (»blot the page up with weird little marks«).

Der Fokus der Erzählungen McCarthys liegt häufig auf Protagonisten, die durch Extremsituationen in einen Ausnahmezustand gebracht werden. Dieser Ausnahmezustand indes eröffnet auch Spielräume, Freiheiten, und zwar sowohl im Guten als auch im Bösen. Das gilt insbesondere für McCarthys 1985 publizierten Roman *Die Abendröte im Westen*. In dem »Wilden Westen«, der hier entfaltet wird, finden sich keine edlen Indianer, »toughen« Desperados oder optimistischen Siedler, die sich anschicken, »God's own country« zu einem besseren Platz für die Menschheit zu machen. Statt dessen bestimmen Skalpjäger und Indianerbanden das Bild, die mordend und skalpierend durch wüstes Land ziehen. Zweifelsohne löst das »Kakeidoskop« (von gr. *kakós* = schlecht) der »Bestialität des Menschen« (Ulrich Greiner in der *Zeit,* 2/1997), das McCarthy in diesem Buch entfaltet, dort Irritationen aus, wo das Gutsein des Menschen den Charakter einer nicht mehr zu hinterfragenden Gewißheit angenommen hat.

Leitmotivisch stehen dem Buch drei Zitate voran, darunter eines des deutschen Mystikers Jakob Böhme (1575–1624): »Und ist doch nicht also zu dencken, daß das Leben der Finsternüß also in ein Elend sincke, da sichs vergäße, als traurete es: Es ist kein Trauren. Denn die Traurigkeit ist ein Ding, das im Tode ersincket. So ist aber der Tod und das Sterben

der Finsternüß Leben.« In der mythischen Schöpfungstheologie Böhmes erscheinen Gott und Teufel als Manifestationen eines Typus. In der dualistischen Perspektive Böhmes gibt es kein bewußtes Sein ohne Gegensatz. Dies gilt auch für Gott selbst, der eines »Gegenwurfs« bedürfe. Ohne diesen »Gegenwurf« gibt es keine Veränderung, keine Bewegung. Dieser Dualismus spiegelt sich auch im Menschen, in dem sich Himmel und Hölle befinden. Wenn der Mensch Gutes und Böses in sich findet, soll er begreifen, so Böhme, »daß solches alles von und aus GOtt [sic] selber herkomme, und daß es seines eigenen Wesens sey, das Er selber ist, und er selber aus sich also geschaffen habe: und gehöret das Böse zur Bildung und Beweglichkeit, und das Gute zur Liebe«. Böhmes Werke waren, da er das Böse als Teil der Schöpfung begriff, zu seinen Lebzeiten verboten. Bereits der Titel des Romans von McCarthy – *Die Abendröte im Westen* – dürfte eine Anspielung auf das Hauptwerk Böhmes, nämlich *Aurora oder die Morgenröte im Aufgang* (1612), sein.

Diese Böhme-Rezeption McCarthys hat sicherlich zu der These beigetragen, die beispielsweise der amerikanische Literaturprofessor Leo Daugherty vertritt: Der Autor habe hier eine »gnostische Tragödie« vorgelegt, in der dem Jungen die Rolle des »gefallenen Pneuma« zukomme und seinem Gegenpart, Richter Holden, die Rolle des »Archonten« (eine Emanation des Demiurgen, des Schöpfergottes). Diese Deutung indes krankt vor allem daran, daß der Junge keineswegs die Rolle des Guten spielt, sondern auch aktiv in Mord und Totschlag verstrickt ist. Schauplatz des Romans ist das texanische Grenzgebiet zu Mexiko nach dem Ende des Mexikanisch-Amerikanischen Krieges von 1846 bis 1848. Dieses Gebiet ist Tummelplatz diverser Banden, unter anderem von amerikanischen Skalp- und Kopfgeldjägern und Indianern. In den Fokus seiner Erzählung hat McCarthy einen Jungen gestellt, der sich zunächst mehr schlecht als recht als Dieb durchs Leben schlägt und Hunger und Durst leidet.

Dieser Junge, der vorerst nur als »Junge« bezeichnet wird, muß quasi von Anfang an, da in ärmliche Verhältnisse geboren, ums Überleben kämpfen und sich behaupten. Bereits der Beginn des Romans zeigt, daß McCarthy seinen Text als »Passionsgeschichte« angelegt hat, wie Hubert Spiegel in einer Rezension für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (1. Oktober 1996) konstatiert. Der »namenlose Held« wird im »Ecce-Homo-Gestus« eingeführt: »Seht das Kind. Der Junge ist blaß und mager, trägt ein dünnes, zerschlissenes Leinenhemd … Nacht deiner Geburt.« Die Mutter starb bei der Geburt; der Vater, ein ehemaliger Lehrer, trinkt und zitiert »längst vergessene Dichter«.

Mit vierzehn Jahren kann der Junge zwar weder lesen noch schreiben, aber ein »Hang zu sinnloser Gewalt brütet bereits in ihm«. Er läuft von zu Hause fort und vagabundiert durchs Land; immer wieder sucht er Prügeleien. Nach einer schweren Verwundung durch zwei Schüsse – einer in den Rücken, einer unter das Herz – wird er von der Frau eines Gastwirtes gepflegt und zieht weiter nach Texas. Er schließt sich dort einer Gruppe von Freischärlern an, die von einem Captain White angeführt wird, der den Friedensvertrag zwischen Mexiko und den USA nicht akzeptieren will und den Krieg auf seine Weise fortzuführen gedenkt; vor allem geht es ihm darum, weiteres Land von Mexiko zu annektieren. Seine Bande als »Speerspitze der Freiheit« stilisierend, lockt er mit reichem materiellem Gewinn.

Unmittelbar vor Aufbruch in Richtung mexikanische Grenze treffen der Junge und zwei Mitglieder der Freischärler, die unterwegs sind, um Ausrüstungsgegenstände zu ergänzen, in einem Kaff namens Laredito auf einen Mennoniten, der ihnen rät, sich von Mexiko fernzuhalten. Warum, sagt er nicht. Nur kurze Zeit, nachdem sie die mexikanische Grenze passiert haben, konkretisiert sich der Grund dieser Warnung: Die Freischärler treffen auf eine Gruppe Komantschen-Krieger, die McCarthy wie Dürers »Apokalyptische Reiter« inszeniert. Am Ende stillt Staub »den Blutfluß aus den kahlen Schädeln der Skalpierten, die, mit ihren Haarfransen unter der Wunde, tonsuriert bis auf die Knochen, wie verstümmelte, nackte Mönche auf der blutprallen Erde lagen, überall stöhnten und röchelten Sterbende.«

Das Massaker überleben nur wenige; unter anderem der Junge und ein schwerverletzter Mitstreiter namens Sproule. Auf ihrer Flucht geraten sie in ein Dorf, das vorher von Indianern überfallen wurde. In der Kirche

»Hinter den Mustangs tauchte plötzlich eine Horde von Fabelwesen auf, berittene Lanzenträger und Bogenschützen, die Schilde drappiert mit Spiegelglassplittern, die den Augen der Feinde tausend zerstükkelte Sonnen entgegenwarfen. Eine Legion des Grauens, Hunderte an der Zahl, halbnackt oder in attischer oder in biblischer Tracht, andere wieder mit Kleidung wie aus einem Fiebertraum, mit Tierhäuten und Seidenputz, mit noch vom Blut der früheren Träger beklebten Uniformstücken, mit den Röcken erschlagener Dragoner, mit betreßten Reiterjacken, einer mit Zylinder, ein dritter mit weißen Strümpfen und einem blutbesudelten Brautschleier … ein ausgelassener Totentanz, der unter wildem Geheul der Kolonne zupreschte, einer Hölle entsprungen, schlimmer noch als der Schwefelpfuhl des Jüngsten Tages …«

machen sie eine grausige Entdeckung: »Es gab keine Bänke; auf dem Steinboden stapelten sich die skalpierten und nackten, teilweise angefressenen Leiber von vierzig Menschen, die sich im Gotteshaus gegen die Heiden verbarrikadiert hatten … Dunkle Blutzungen bedeckten den Boden, Blut leckte über die Fliesen …« Sproule und der Junge ziehen weiter »durch eine *terra damnata* aus rauchender Schlacke«.

Der Junge stößt dann auf die Glanton-Bande, einer Gruppe von Mördern und Skalpjägern, der er sich anschließt. Die Bande hat mit einigen Ortsvorstehern einen Vertrag abgeschlossen, deren Städte oder Dörfer vor herumziehenden Indianern zu schützen. Eigentlicher Kopf dieser Bande

Szene aus The Road *(2009), verfilmt unter der Regie von John Hillcoat nach dem gleichnamigen Roman von Cormac McCarthy*

ist nicht deren Führer John Glanton, sondern »Richter« Holden, ein etwa zwei Meter großer Albino, der völlig unberechenbar agiert. Auf der einen Seite ein emotionsloser Mörder, auf der anderen Seite ein Intellektueller, der neugierig die Natur erkundet und ständig Aufzeichnungen macht. Er zitiert Thales und Anaximander, beherrscht die deutsche Sprache und verficht die Meinung, daß Gewalt der Grund der menschlichen Natur sei.

Ben Tobin, Bandenmitglied und Ex-Priester, mit dem sich der Junge anfreundet, erzählt, wie die Bande auf der Flucht vor den Apachen mitten in der Wüste auf den Richter traf, wo er auf einem Felsbrocken saß und sie scheinbar erwartete. Richter Holden führte sie in eine Gegend mit Vulkangestein, das er, schamanengleich, pulverisiert zu Schießpulver anrührt – ein »Teufelskuchen«, mit dem die Indianer reihenweise niedergestreckt werden. Für Holden sind derartige Metzeleien nur Ausdruck der »natürlichsten Form der Auslese«, wie er es nennt: »Der Krieg stellt der Macht des einen die Macht des anderen gegenüber, gelenkt von einer höheren Macht, die die beiden vereint und daher genötigt ist, eine Auswahl zu treffen. Krieg ist das höchste, denn Krieg stiftet letztendlich die Einheit des Lebens. Krieg ist Gott.«

»Der Richter vermengt das Zeug mit den Händen; die Wilden unten in der Ebene rücken immer näher. Wie ich mich wieder umdrehe, steht der Richter, der haarlose Lulatsch, plötzlich da, hat den Schniedel rausgeholt, pißt einen gewaltigen Strahl in das Gemisch, hebt die Hand und ruft uns zu, wir sollen's ihm gleichtun … Lachend walkt er das Zeug zu'nem fauligen Brei, dem Dunst nach zu schließen …«

Nach Monaten des Umherziehens und Skalpierens überschreitet die Gang die Grenze zu den Vereinigten Staaten. Hier gelingt es ihnen, sich mit Hilfe von Yuma-Indianern eines Fährdienstes zu bemächtigen. Schließlich werden auch die Indianer aus dem Fährbetrieb gedrängt und zum Teil massakriert. Siedler, die die Fähre benutzen müssen, werden ausgeraubt oder zur Entrichtung von Wucherpreisen gezwungen. Die Yuma schließlich sind es, die dieses Spiel beenden, indem sie einen Großteil der Glanton-Bande umbringen. Einzig der Junge sowie die Bandenmitglieder Tobin und Toadvine, der Richter und ein Kretin, den Holden wie einen Haushund hält, können in die Wüste entkommen. Tobin und der Junge, beide verletzt, treffen dort auf Holden, der sie erst zu überreden versucht und dazu aufgefordert, dann aber bedroht, ihm eine Pistole und andere Besitztümer zu übergeben. Beiden gelingt es, Holden abzuschütteln, der sie aber wieder aufspürt und Tobin in den Rücken schießt. Dennoch gelingt es Tobin und dem Jungen zu entkommen. Obwohl sich dem Jungen in der Folge die Gelegenheit eröffnet, Holden zu erschießen, unterläßt er es, als sich ihre Wege kreuzen. Gerettet werden Tobin und der Junge von

Indianern, die sie wieder gesundpflegen. Beiden gelingt es, sich nach San Diego durchzuschlagen.

Viele Jahre später stößt der Junge, der nun »der Mann« genannt wird, in Fort Griffin in Texas wieder auf Richter Holden, der ihn anspricht: »Außer dir und mir dürften wohl alle untergegangen sein.« Er sei von ihm, »damals wie heute«, enttäuscht. In seinem Herzen hätte er, der Mann, Barmherzigkeit für die Heiden bewahrt. Der Richter gibt ihm zu verstehen, daß er den Saloon betreten habe, um zu tanzen, und zwar den Tanz der Gewalt, des Krieges, des Blutvergießens: »Wenn der Krieg nicht mehr in Ehren gehalten wird und seine Würde in Frage gestellt wird, sind die Redlichen, die die Heiligkeit des Blutes anerkennen, vom Tanz ausgeschlossen; da aber der Tanz die ureigene Sache des Kriegers ist, gerät der Tanz ohne ihn zu einem falschen Tanz …« Aussagen wie diese lassen Assoziationen mit Friedrich Nietzsches »Anmerkungen über die Natur des Tanzes« in der *Fröhlichen Wissenschaft* [2. Buch, 84. Aphorismus] aufkommen, in denen davon die Rede ist, daß »längst bevor es Philosophen« gab, man der »Musik die Kraft zu[gestand], die Affekte zu entladen, die Seele zu reinigen, die *ferocia animi* [Wildheit der Seele] zu mildern, und zwar gerade durch das Rhythmische in der Musik. Wenn die richtige Spannung und Harmonie der Seele verlorengegangen war, mußte man tanzen … das war das Rezept dieser Heilkunst … mit ihr nahm man auch die wildgewordenen rachsüchtigen Götter in Kur. Zuerst dadurch, daß man den Taumel und die Ausgelassenheit ihrer Affekte aufs Höchste trieb, also den Rasenden toll, den Rachsüchtigen rachetrunken machte – alle orgiastischen Kulte wollen die *ferocia* einer Gottheit auf einmal entladen und zur Orgie machen, damit sie hinterher sich freier und ruhiger fühle und den Menschen in Ruhe lasse.« Holden indes bleibt bei der *ferocia animi* stehen: »Nur wer sich dem Blut des Krieges vollständig ergeben hat«, so der Richter, »wer am Boden der Hölle gelegen, das Grauen ringsum gesehen und schließlich begriffen hat, daß dies alles zutiefst seine Seele anspricht, nur der kann wirklich tanzen.«

Mancher Kritiker meinte, in Aussagen wie diesen Anklänge an Ernst Jünger herauslesen zu können. In der Tat drängen sich hier beispielsweise bestimmte Passagen aus Jüngers 1922 publizierter Schrift *Der Kampf als inneres Erlebnis* auf, in der davon die Rede ist, daß der Krieg dem Kämpfer »den Stempel des Tierischen« aufdrückt, ihn ins »Gemetzel«, in »Orgien der Wut« treibt. Bezeichnenderweise beginnt Jüngers Buch mit einem Kapitel über »Blut«; Jünger-Biograph Helmuth Kiesel vermerkt hierzu, daß im »Blut« die »tierische und frühmenschlich wilde Erbschaft des heutigen Menschen« stecke; in ihm seien immer noch »›Blutdurst‹ und Vernichtungslust«. Jünger schreibt: Im Krieg »schäume [das Blut = die menschliche Natur] auf« und lasse vom »Grunde der Seele« »das Tier« aufsteigen.

McCarthys Roman endet bezeichnenderweise auf dem Abort, wo der Richter den Jungen/den Mann umbringt – zumindest legt McCarthy das nahe. Die letzten Worte des Richters an die Adresse des Jungen lauten: »Auf der Bühne ist nur Platz für ein einziges Tier. Die übrigen müssen zurück in die Nacht, in die ewige, anonyme Nacht. Nacheinander steigen sie hinab ins Dunkel hinter dem Rampenlicht.« An dieser Stelle wird deutlich, wie McCarthy seinen Roman gelesen haben will, nämlich als eine Art Totentanz, der die überragende Gewalt des Todes zum Ausdruck bringen will. Der mittelalterliche Todestanz war ein Reflex auf den Eindruck des Massensterbens an der Pest Mitte des 14. Jahrhunderts. Er nahm volkstümliche Vorstellungen vom nächtlichen Tanz der Toten als Fegefeuerqual auf und stellt tanzende Tote oder den Tanz von Toten und Sterbenden dar. Daß Richter Holden – Richter über Leben und Tod – stellvertretend für den »großen Gleichmacher« Tod steht, daran kann am Ende des Romans kein Zweifel mehr bestehen: »Er [der Richter] schwenkt den Hut … er wirbelt herum … Seine Füße bewegen sich leicht und behende. Er schläft nie. Er sagt, er wird niemals sterben. Er tanzt im Licht und im Schatten … Er tanzt und tanzt. Er sagt, er wird niemals sterben.«

Legt man einen der Ansätze zugrunde, von denen der Literaturwissenschaftler Peter-André Alt ausgeht, nämlich daß sich die »Ästhetik des Bösen« jenseits aller Werte offenbare, dann hat McCarthy mit seiner *Abendröte* ein Stück unmoralischer Literatur vorgelegt, deren Tiefenauslotung menschlicher Möglichkeiten in der moderneren Literatur ihresgleichen sucht.

Ausgewählte Werke:

Verlorene, Reinbek bei Hamburg 1992;

All die schönen Pferde, Reinbek bei Hamburg 1993;

Draußen im Dunkel, Reinbek bei Hamburg 1994;

Grenzgänger, Reinbek bei Hamburg 1995;

Die Abendröte im Westen, Reinbek bei Hamburg 1996;

Land der Freien, Reinbek bei Hamburg 2001;

Die Straße, Reinbek bei Hamburg 2007;

Kein Land für alte Männer, Reinbek bei Hamburg 2008.

Hegemon und Samariter – Amerikas »offenkundige Bestimmung«

von Thomas Bargatzky

Am Morgen des 11. September 2001 trafen sich in Washington die Vorsitzenden der Geheimdienstausschüsse beider Häuser des Kongresses zu einem Arbeitsfrühstück. Ihr Gast war Generalleutnant Mahmud Ahmed, seinerzeit Leiter des pakistanischen Geheimdienstes ISI. Ironie der Geschichte: Man sprach über die von Afghanistan ausgehende terroristische Bedrohung. Um die Mittagszeit des folgenden Tages wurde der General vom amerikanischen Vizeaußenminister Richard Armitage zu einem Gespräch einbestellt, das kurz und intensiv verlief. Pakistan habe keine andere Wahl, als den USA im Kampf gegen Al Kaida zu helfen – andernfalls würde es »in die Steinzeit zurückgebombt« werden. Mahmud wollte über die Geschichte der Beziehungen Pakistans zu den USA sprechen, aber Armitage unterbrach ihn: »Ich kenne die Geschichte Pakistans sehr gut, General, aber wir sprechen über die Zukunft, und für Sie und uns beginnt die Geschichte heute. – Das war das Ende der Begegnung«.

Interview mit Richard Armitage, in: *Frontline* vom 19. April 2002.

Pepe Escobar: »9-11 and the smoking gun. Part 2: A real smoking gun«, in: *Asia Times online*, 8. April 2004.

»History starts now« – geschichtsbewußte und -belastete Europäer hätten diese Worte vermutlich als kurios empfunden und aus ihnen nur die nervliche Belastung eines temperamentvollen Politikers zu Zeiten einer nationalen Krise herausgehört. Auch als Präsident George W. Bush am 14. September 2001 in einer Rede an die Nation verkündete, es sei nun die Aufgabe Amerikas, die Welt vom Bösen zu befreien (»to rid the world of evil«), mochte man dies wohl der Stimmungslage, drei Tage nach den Terrorattacken, zuschreiben.

In Wirklichkeit tat sich hier ein Abgrund gegenseitigen Mißverstehens zwischen Europa und Amerika auf. Mit Folgen: Schon bald machte sich die Bush-Regierung nämlich eine »demokratische Domino-Theorie« aus den 1980er Jahren zu eigen. Die gesamte islamisch geprägte Region von Marokko bis Pakistan (»Greater Middle East«) sollte nach amerikanischen Vorstellungen von Freiheit und Demokratie umgeformt werden. Der von der Tyrannei befreite und demokratisierte Irak sollte dabei gleichsam alle anderen islamischen Länder nach sich ziehen.

John Donnelly/Anthony Shadid: »US War Hawks Have Plans to Reshape Entire Mideast«, in: *The Boston Globe* vom 10. September 2002.

Amerika als die außerordentliche Nation, die beauftragt sei, eine Weltordnung herbeizuführen, mit der die Geschichte neu beginne, für die die Vergangenheit keine Rolle spiele – diese Vorstellung findet man auch in einem Aufsatz, den Condoleezza Rice im Jahre 2008 in der Zeitschrift *Foreign Affairs* veröffentlichte. Die Noch-Außenministerin tritt in diesem politischen Testament mit Entschiedenheit für Amerikas Recht und Pflicht ein, den Rest der Welt so umzugestalten, daß die Sicherheit der USA garantiert werde. »Wir leben in der Zukunft, nicht in der Vergangenheit. Wir halten uns nicht lange mit unserer Geschichte auf«. Rices »einzigartiger amerikanischer Realismus« ist – wie schon der Untertitel des Aufsatzes sagt – für eine »neue Welt« gedacht: eine Welt nach amerikanischem Vorbild. Macht und Wertekodex werden miteinander verknüpft, um eine internationale Ordnung zu schaffen, die von amerikanischen Werten durch-

Condoleezza Rice: »Rethinking the National Interest: American Realism for a New World«. *Foreign Affairs* 87 (2008) 4, S. 2–26.

drungen ist. Das langfristige nationale Interesse der USA könne auf diese Weise am besten geschützt werden. Mit diesem Credo artikuliert Rice die Überzeugungen jener politischen Bewegung, die – völlig zu Unrecht – »neokonservativ« genannt wird: Nach Ansicht von Autoren wie Andrew Bacevich, William Pfaff und Olivier Roy sei sie wegen ihres missionarischen Eifers bei der Schaffung einer einheitlichen »Neuen Welt« eher auf seiten der Linken zu verordnen.

Unbestreitbar befinden sich die USA seit Beginn der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts in einer ökonomischen Abwärtsspirale. Am Ende des Zweiten Weltkrieges verfügten sie über etwa zwei Drittel der Welt-Goldreserven, ihre Exporte waren mehr als doppelt so hoch wie die Importe. Die Wende zur Destabilisierung der Wirtschaft trat zwischen 1965 und 1973 ein. Ein Faktor war die Höhe der Kosten für den Vietnamkrieg, der andere die zunehmende Nachfrage nach billigem Benzin, die die USA durch Eigenproduktion nicht mehr decken konnten. Dadurch wurden die Vereinigten Staaten immer mehr in den Bannkreis der erdölproduzierenden islamischen Staatenwelt gezogen. Die Folgen sind bekannt.

Andrew J. Bacevich: *The Limits of Power. The End of American Exceptionalism,* New York 2008, Kap. 1.

Doch jene Kritiker, die hinter dem amerikanischen Dominanzstreben nur wirtschaftliche Interessen sehen, machen es sich zu leicht. Das amerikanische Sendungsbewußtsein ist viel älter als die Abhängigkeit vom Erdöl Saudi-Arabiens und des Persischen Golfes. Politiker wie George W. Bush, Paul Wolfowitz, Richard Perle, Richard Armitage und ihre publizistischen Mitstreiter wie Robert Kagan und William Kristol sind auch keineswegs Exoten oder Sektierer im amerikanischen Politikbetrieb der neuesten Zeit; in ihren Worten und Taten tritt nur eine Tendenz besonders deutlich zutage, die die amerikanische Befindlichkeit prägt, seit Angloamerika die Bühne der Geschichte betreten hat. Es wäre eine verkürzte und daher vulgärmaterialistisch verfälschende Sicht der Dinge, den Einfluß von Ideen auf das Handeln geringzuschätzen, denn auch pure ökonomische Fakten gewinnen erst durch Ideen ihre handlungsleitende Bedeutung: Nahöstliches Erdöl ist für die Amerikaner im Grunde amerikanisches Erbteil, da Amerika zur Durchführung seiner Weltmission darauf angewiesen sei.

»We have every opportunity and every encouragement before us, to form the noblest, purest constitution on the face of the earth. We have it in our power to begin the world over again. A situation, similar to the present, hath not happened since the days of Noah until now. The birth-day of a new world is at hand«.

aus Thomas Paine: *Common Sense* (1776), London 2004.

Thomas Paine, der Ideologe der amerikanischen Unabhängigkeitsbewegung, schrieb in seinem Traktat *Common Sense* (1776): »Wir sind dazu aufgerufen, und die Gelegenheit ist nun vorhanden, die edelste und makelloseste Verfassung auf dem Antlitz der Erde zu schaffen. Es steht in unserer Macht, die Welt neu zu beginnen. Seit den Tagen Noahs gab es keine Lage mehr, die der heutigen gleicht. Die Geburt einer neuen Welt steht bevor«. Wir können die Welt von vorne beginnen: Die Gründung der Vereinigten Staaten von Amerika entspricht der Neuerschaffung der Welt nach der Sintflut; durch sie wird der Bund Gottes mit der Menschheit auf ein neues Fundament gestellt. Amerika wird in eine Heilsgeschichte eingerückt, die das Gestern in die Bedeutungslosigkeit verweist. Was zählt die Geschichte, wenn die eigentliche, wahre, Neue Welt vor uns liegt? Paine knüpft aber nur an ein älteres Vorbild an, denn Amerikas »Mission«, die Welt durch sein »auserwähltes Volk«, das amerikanische, zu erneuern, hatte schon John Winthrop in seiner Predigt »A Model of Christian Charity« im Jahre 1630 verkündet. Winthrop nahm sich einen Vers aus der »Bergpredigt« zum Vorbild: »Ihr seid das Licht der Welt. Es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein«. (Mt. 5,14) Die Siedler der Massachusetts Bay sollten eine »Stadt auf dem Berge« errichten, der ganzen Welt zum Zeichen und Vorbild.

Das Selbstbewußtsein des amerikanischen Volkes, das sich aus der Gewißheit speist, mit einer besonderen heilbringenden Mission beauftragt zu sein, findet in der Metapher der »City upon a Hill« beredten Ausdruck. Ronald Reagan, der viel zu lange, namentlich in Deutschland, unterschätzte geniale Kommunikator, machte immer wieder erfolgreich von ihr Gebrauch. »Er strahlt Zuversicht« aus, lauteten die oft hymnischen amerikanischen Pressekommentare zu seinem Amtsantritt als 40. amerikanischer Präsident. Die Vereinigten Staaten sind auch noch heute, »so wie sie es immer waren, im tiefsten Sinne ein unverbesserlich christliches Land«, urteilt daher der Historiker Bacevich. Sogar Amerikaner, denen diese Zusammenhänge nicht mehr bewußt sind oder die die christlichen Grundlagen des modernen amerikanischen Selbstverständnisses ablehnen, sind von der historischen Ausnahmerolle der USA überzeugt. Der wohlbe-

Andrew J. Bacevich: *The New American Militarism. How Americans Are Seduced by War,* Oxford 2005.

kannte Ruf »Yes, we can« Präsident Barack Obamas hat hier seinen Ursprung, er markiert einen Code, der tief im amerikanischen Bewußtsein wurzelt. Diese Worte hätte man auch einem Ronald Reagan abgenommen.

Die Überzeugung von der amerikanischen Auserwähltheit fand in der griffigen Formel »Manifest Destiny« (offenbare Bestimmung) ihren Niederschlag. Sie wird auf den seinerzeit einflußreichen Journalisten John O'Sullivan zurückgeführt, der in einem Aufsatz aus dem Jahre 1839 mit dem programmatischen Titel »The Great Nation of Futurity« mit eindringlichen Worten die Bestimmung der USA als Land der Zukunft beschwor, dessen Mission die Errichtung einer neuen politischen Ordnung sei, die auf dem universellen Prinzip der Gleichheit der Menschen beruht. Die Vergangenheit anderer Länder habe keine Bedeutung für diese neue Nation, sie biete dem amerikanischen Volk nur abschreckende Beispiele. O'Sullivan war auch ein entschiedener Befürworter der Annexion von Texas. In einer Veröffentlichung von 1845 begründete er diese Annexion mit der »offenbaren Bestimmung« der USA, den ihr von der Vorsehung zugewiesenen Kontinent mit ihrer jährlich anwachsenden Millionenbevölkerung zu füllen.

John O'Sullivan: »The Great Nation of Futurity«, in: *The United States Democratic Review* 6 (1839).

»… the fulfillment of our manifest destiny to overspread the continent allotted by Providence for the free development of our yearly multiplying millions«.

John O'Sullivan: »Annexation«, in: *United States Magazine and Democratic Review* 17, (1845) 1.

Bei O'Sullivan verbindet sich die Überzeugung von Amerikas »offenbarer Bestimmung« mit einer weiteren für das amerikanische Selbstkonzept prägenden Vorstellung, die der Historiker Frederick Jackson Turner 1893 in seiner Schrift *The Frontier in American History* herauspräpariert hat: Die egalitäre, demokratische, freiheitliche Gesinnung der Amerikaner, die Neuerungsbereitschaft und der aggressive Zug ihres Nationalcharakters beruhten auf ihrer fortschrittlichen Mission, die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation immer weiter nach Westen voranzutreiben. Die Vermählung von »Manifest Destiny« und Fortschritt kommt sehr prägnant in dem allegorischen Gemälde »American Progress« von John Gast (ca. 1872) zum Ausdruck, in dem die Dame Columbia auf ihrem Weg nach Westen Indianer und wilde Tiere vor sich hertreibt, um für Siedler, Eisenbahnen und Telegraphendrähte Platz zu schaffen.

Unter den Präsidenten Theodore Roosevelt und Woodrow Wilson nahm die Leitidee des »Manifest Destiny« jene machtpolitisch wirksame Form an, die sie noch heute besitzt. Nicht mehr territoriale Expansion war nun das Ziel, sondern weltweite Dominanz, ein Anspruch, dem notfalls auch durch militärische Intervention Geltung zu verschaffen ist. Roosevelt nahm für die USA das Recht in Anspruch, als »internationale Polizeitruppe« aufzutreten, um ihre Interessen in der westlichen Hemisphäre zu schützen. Wilson ging in seiner Rede vor dem Kongreß am 2. April 1917 ein Stück weiter: »The world must be made safe for democracy«. Den USA falle in diesem weltweiten Kampf die Rolle eines »Streiters für die Rechte der Menschheit« zu. In diesem Sinne rief Henry R. Luce, der einflußreiche Verleger und u.a. Gründer der Zeitschriften *Time* und *Life,* im Jahre 1941 das »amerikanische Jahrhundert« aus, in dem den Vereinigten Staaten, dem »Guten Samariter der ganzen Welt«, die Aufgabe zufällt, überall die Hungernden und Verzweifelten zu nähren und aufzurichten. Diesem Unterfangen, so Luce, sei aber nur dann dauerhafter Erfolg beschieden, wenn Amerika zugleich seinen Idealen – Freiheitsliebe, Chancengleichheit, Selbstvertrauen, Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe, freie Marktwirtschaft, Fortschritt – weltweit Geltung verschaffte. Nur in solch einer, nach amerikanischem Vorbild geformten Welt könnten auch die Vereinigten Staaten auf Dauer bestehen.

Theodore Roosevelt: »Annual Message to Congress« vom 6. Dezember 1904.

Henry R. Luce: »The American Century«, in: *Life* 10 vom 17. Februar 1941.

Der konservative Geschichtsprofessor, Militarismus-Kritiker, Vietnam-Veteran und Ex-Oberst der US-Armee, Andrew J. Bacevich, hat in seinem Buch mit dem doppeldeutigen Titel *Washington Rules* die »Regeln« nach denen Washington heute glaubt, die Welt regieren zu müssen, in kritischer Absicht auf den Punkt gebracht: Es sei Aufgabe der Vereinigten Staaten (und nur der Vereinigten Staaten), die Welt zu führen, zu retten, zu befreien und sie schließlich umzugestalten. Um so den Weltfrieden und die Weltordnung nach amerikanischem Vorbild zu gewährleisten, müssen die USA globale militärische Präsenz zeigen, ihre Streitkräfte auf globale Machtprojektion ausrichten und bestehenden oder vermuteten Bedrohungen durch eine Politik des globalen Interventionismus begegnen.

Andrew J. Bacevich: *Washington Rules. America's Path to Permanent War,* New York 2011.

Diese »Mission« schlägt sich in den Militärausgaben nieder: Im Dezember 2009 genehmigte der Kongreß der USA Militärausgaben in Höhe von 636 Milliarden Dollar. In diesen bereitgestellten Mitteln sind die Ausgaben für das Nuklearprogramm sowie die Leistungen für Veteranen und Geheimdienstoperationen noch nicht eingerechnet, so daß der Militärhaus-

halt für 2010 – konservativ geschätzt – etwa 700 Milliarden Dollar betrug. Die USA geben damit derzeit mehr für ihr Militär aus, als alle anderen Staaten der Welt zusammen. Die von Präsident Obama angekündig-

John Gast: Manifest Destiny, 1872

ten »Kürzungen« reduzieren diesen enormen Militärhaushalt nicht substantiell. Etwa 300000 Soldaten waren ferner gegen Ende der ersten Dekade dieses Jahrhunderts außerhalb der USA stationiert, nicht eingerechnet die ca. 90000 Seeleute und Marineinfanteristen auf See. Der ganze Erdball ist in »Unified Combatant Commands« (UCC) eingeteilt, in regionale Einsatzkommandos mit vereinigten Kompetenzen, in denen jeweils mehrere Teilstreitkräfte die weltweite militärische Präsenz der USA in ihren Verantwortungsbereichen organisatorisch umsetzen. Jedes dieser sechs Einsatzkommandos wird von einem Viersternegeneral oder Admiral geleitet.

Europäer, denen angesichts dieser Fakten schwindelig wird, sollten ihre Hoffnungen nicht auf Regierungswechsel in den USA setzen. In Verteidigungsfragen muß sich die Demokratische Partei wie die Republikaner geben, heißt es. Die USA besitzen nicht nur in dieser Frage im Grunde genommen ein Einparteiensystem, wie Noam Chomsky illusionslos darlegt. Der machtpolitische Konsens ist überparteilich. Nur realitätsblinde Idealisten können sich darüber im Irrtum befinden, wie beispielsweise Deutschlands unpolitische Massen, die seinerzeit Barack Obama, vor dessen Amtsantritt, zu Hunderttausenden in Berlin zugejubelt hatten, oder die berauschten Mitglieder des norwegischen Friedensnobelpreiskomitees, die ihm in seinem ersten Amtsjahr den Friedensnobelpreis verliehen. Obama hat sich längst in den Fallstricken des Bush-Krieges verheddert.

Eine gute Übersicht bietet auch die Zeitschrift *loyal* Nr. 11/2012, S. 7–22.

Wo bleibt bei alledem Europa? Was hat Europa dem Anspruch der USA entgegenzusetzen, die »einzige Weltmacht« zu sein? Wenig bis nichts, meint der Historiker und Publizist Robert Kagan, ein einflußreicher intellektueller Stichwortgeber der »Neocons«. In seinem Traktat *Of Paradise and Power* hält er den Europäern den Spiegel vor. Höflich-distanziert, aber in aller Deutlichkeit weist er sie auf ihre Machtlosigkeit hin, für die nicht zuletzt ihre militärische Schwäche verantwortlich ist. Europäer, meint Kagan, lebten in einem »postmodernen Paradies«. Ohne entsprechende militärische Stärke könne Europa sein ökonomisches Gewicht nicht in politische Stärke umsetzen. Dabei hält Kagan den Europäern zugleich vor Augen, daß sich ihr »Paradies« nur unter dem militärischen Schutzschirm der Amerikaner während des Kalten Krieges entwickeln konnte.

»The United States has essentially a one-party system«.

Interview mit Noam Chomsky, in: *Spiegel-online,* 10. Oktober 2008.

Thomas Bargatzky: »Frieden mit Obama«, in: *Sezession* 33 (2009), S. 33.

Zbigniew Brzezinski: *Die einzige Weltmacht. Amerikas Strategie der Vorherrschaft,* Weinheim 1997.

Robert Kagan: *Of Paradise and Power. America and Europe in the New World Order,* New York 2005.

Die Antwort auf Kagans Diagnose wäre eine starke militärische Aufrüstung der europäischen Staaten, in Verbindung mit der Schaffung einer effektiven transnationalen europäischen Verteidigungsstruktur – nicht, um unbedingt Waffen zum Einsatz zu bringen, sondern um der eigenen Stimme, allein durch Existenz einer starken Armee, Gewicht und Respekt zu verschaffen. Nach Aufrüstung sieht es aber in Europa nicht aus, im Gegenteil. So wird es wohl das Schicksal der verbleibenden europäischen Restarmeen sein, Washington bei der Durchsetzung seiner globalen Mission weiterhin an überseeischen Schauplätzen Hilfsdienste zu leisten. Im Berliner Politiker-Neusprech heißt das freilich: »Mehr Verantwortung übernehmen«.

Der Puls Europas

von Felix Menzel

Der britische Premierminister David Cameron will im Falle seiner Wiederwahl im Jahr 2017 über den Verbleib seines Landes in der Europäischen Union abstimmen lassen. Einerseits ist dies der Versuch, seine Konservative Partei bis zur Wahl 2015 zu einen, andererseits ein Manöver, um die aufstrebende europakritische United Kingdom Independence Party (UKIP) von Nigel Farage zurückzudrängen. Europäische Spitzenpolitiker werfen Cameron nun vor, er betreibe ein »Rosinenpicken« um Ausnahmeregelungen für den Inselstaat. Tatsächlich liegen sie mit dieser Einschätzung nicht daneben. Cameron hat bisher keinen Plan für ein freieres, unbürokratisches Europa und die Neuordnung des Verhältnisses zwischen Nationalstaat und Europäischer Union erkennen lassen. So sehr also das Vorhaben einer Volksabstimmung zu begrüßen ist, so sehr fehlt auf der anderen Seite eine charismatische Figur, die über die Frage »EU – ja oder nein?« hinaus eine politische Vision für die eigene Nation und Europa entwerfen könnte. Gleichermaßen verhält es sich in den Niederlanden: Ministerpräsident Mark Rutte fordert zu Recht, daß jeder Mitgliedstaat jederzeit einzelne EU-Institutionen verlassen können müsse. Er reagiert damit auf eine wachsende Skepsis seiner Landsleute gegenüber dem Staatenbund und seiner Gemeinschaftswährung. Eine Vision für Europa kann aber auch er nicht bieten, weshalb dessen Forderung im Feilschen um Vertragsdetails enden wird.

»Niemand wird ohne Zweifel auf den Gedanken kommen, Europa das so kurze und so klare Staatsrecht von Asien oder Afrika anzuraten; da man aber hier die Gewalt immer fürchtet, sorgfältig erwägt, angreift oder verpflanzt; da unserem Stolze nichts so unerträglich ist als die despotische Regierungsform, so ist die größte europäische Aufgabe die, zu wissen, wie man die höchste Gewalt, ohne sie zu vernichten, einschränken könne.«

Joseph de Maistre:
Du Pape (1819)

Der derzeitige Irrweg der Europäischen Union bedarf jedoch einer grundsätzlichen Korrektur. Es geht zunächst um das Fundament. Der britische Historiker Edward Gibbon (1737–1794) hat dazu in seinem Monumentalwerk *Geschichte des Verfalles und Unterganges des römischen Weltreiches* den Nagel auf den Kopf getroffen: »Es ist die Pflicht eines Patrioten, das ausschließliche Interesse und den Ruhm seines Vaterlandes vorzuziehen und zu befördern; ein Philosoph aber darf seine Blicke erweitern und Europa als eine große Republik betrachten, deren verschiedene Bewohner fast dieselbe Höhe der Gesittung und Kultur erreicht haben. Das Gleichgewicht wird fortfahren zu schwanken, und der Wohlstand unseres eigenen wie der benachbarten Königreiche mag abwechselnd gehoben oder herabgedrückt werden: aber diese vereinzelten Ereignisse können unserem allgemeinen Glückszustande, dem Systeme der Künste, Gesetze und Sitten, welches die Europäer und ihre Kolonien so vorteilhaft von dem übrigen Menschengeschlechte unterscheidet, keinen wesentlichen Abbruch tun.«

Nur wenn sich Europa auf diese Selbstverständlichkeit besinnt, kann es einen eigenen Weg in der Welt einschlagen und der postdemokratischen Globalisierung etwas entgegensetzen. In Asien entstehen derzeit politisch-ökonomische Gebilde, deren Effizienz schwer zu übertreffen sein wird. Es handelt sich dabei um Formen des Staatskapitalismus, die auf Schnelligkeit setzen und erkannt haben, daß Demokratie und Frei-

heit die Motorleistung der Wirtschaft verringern. Wenn auch zögerlich, so hat Europa diesen Weg doch ebenfalls eingeschlagen und gibt so seine Einzigartigkeit zugunsten einer ökonomisch begründeten »Alternativlosigkeit« auf. Europa folgt damit zum einen angeblichen Notwendigkeiten, um wettbewerbsfähig zu bleiben, zum anderen einem jahrhundertealten Impuls.

Der tschechische Husserl- und Heidegger-Schüler Jan Patočka (1907–1977) hat in seinem hervorragenden Essay »Europa und das Europäische Erbe bis zum Ende des 19. Jahrhunderts« beschrieben, wie früh und folgenreich das Abendland seinen einzigartigen Geist wirtschaftlichen Vorteilen geopfert habe. Er meint, daß im 16. Jahrhundert »die Sorge zu haben, die Sorge um die äußere Welt und ihre Beherrschung« gegenüber der »Sorge um die Seele, die Sorge zu sein«, dominant geworden sei. Europa habe im Kampf gegen den Islam immer wieder zu einer Einheit gefunden, seinen Lebensstil aber an jenem Punkt verloren, wo aus der Verteidigung ein Expansionsbestreben wurde. »Seither gibt es für das expandierende Europa kein universales Band, keine universale Idee mehr, die sich in einer konkreten und tatkräftig einigenden Institution und Autorität verkörpern könnte. Das Primat des Habens vor dem des Seins schließt Einheit und Universalität aus, und vergeblich sind alle Versuche, beide durch die Hegemonie der Macht zu ersetzen.«

Mit seinem Lehrer Edmund Husserl beharrt Patočka darauf, daß es eine »Kultur der Einsicht« sei, die Europa im Inneren stark gemacht habe. Europa müsse sich darum bemühen, eine »Gemeinde der Gerechtigkeit und Wahrheit« zu sein. Gerade in der Aufklärung sieht er diese Ideale nicht verwirklicht. Vielmehr sei ihr tiefgreifendstes Produkt der Aufstieg der modernen Wissenschaft, die Wissen in Wert umwandeln möchte. Im Verbund hätten so Aufklärung, Wissenschaft, Technik und die »partikularistische Realität des Nationalstaates« zu einem falschen Selbstvertrauen geführt, das seinen eigentlichen Boden bereits verloren hatte. Auch Edmund Burke war der Meinung, daß die europäische Einzigartigkeit in anderen Eigenschaften als der Expansionskraft und dem Geist der Aufklärung liege. Er sah sie in der Verknüpfung von ritterlicher Haltung und religiösem Geist. Friedrich Schiller bringt einen weiteren Aspekt ins Spiel, wenn er auf das Zusammenspiel von Realismus und Idealismus »in einer menschlich schönen Form« hinweist. Es sind die Gegensätze, die Europa dynamisch machen: Nord-Süd, Ost-West, Romantik-Klassik, antik-modern, kämpferisch-innerlich sowie christlich-hellenistisch.

»Wer nicht zu der pessimistischen Folgerung kommen will, daß niemand herrschen und also die historische Welt ins Chaos zurücksinken wird, muß sich auf den Ausgangspunkt besinnen und im Ernst fragen: Ist es so sicher, daß sich Europa im Abstieg befindet und die Herrschaft niederlegt, abdankt? Sollte nicht dieser scheinbare Niedergang die heilsame Krisis sein, die Europa gestattet, wahrhaft Europa zu werden? War nicht der offenbare Verfall der europäischen Nationen eine unvermeidliche Notwendigkeit, wenn eines Tages die Vereinten Staaten von Europa entstehen und Europas Vielfalt durch seine echte Einheit ersetzt werden sollte?«

José Ortega y Gasset: *Der Aufstand der Massen* (1929)

Gegenwärtig nimmt dagegen die »Sorge zu haben« von Tag zu Tag groteskere Züge an. Sie geht einher mit falschem Selbstvertrauen und – in psychopathologischer Form – mit einem Haß auf das Eigene. Die ökonomische Seite dieser Medaille ist die zwanghafte Rettung der eigenen Gemeinschaftswährung Euro sowie insolventer Staaten und Banken. Die politische Seite betrifft die Vorstellung, an der Seite der Vereinigten Staaten die ganze Welt mit der Ideologie der Menschenrechte versorgen zu müssen. Folgerichtig bemerkt Jürgen Habermas in seinem Essay *Zur Verfassung Europas,* die europäische Einigung sei nur ein Zwischenziel auf dem Weg zu einer »globalen Verfassungsordnung« für eine »multikulturelle Weltgesellschaft«. Diese Weltgesellschaft soll auf Basis der Menschenrechte funktionieren, die von einem Weltparlament mit »geteilter« Souveränität zwischen Bürgern und Staaten regiert werden könne. Im Klartext heißt dies, daß Europa nur so lange existieren solle, wie es an seiner Selbstabschaffung arbeite. Das langfristige Ziel der EU müsse ein utopischer Weltstaat sein. Zu dieser Forderung kommt Habermas nur, weil er an die Gleichheit der Menschen glaubt und annimmt, ihr Vernunftdenken sei darauf ausgerichtet, irgendwann die zivilisierende Kraft der Demokratie zu begreifen. Die politische Realität sieht jedoch anders aus: Gegen die Hoffnung von Habermas sprechen nicht nur die »youth bulges« im islamischen Raum und Afrika, die politische Architektonik der asiatischen Staaten, sondern auch die Erfahrungen in Europa, wie verheerend sich die Ideen von 1789 im Massenzeitalter auswirken können – zumal, wenn sie in imperialem Ausmaß Anwendung finden sollen.

Dennoch würde es nicht dem Wesen des Europäers entsprechen, auf diese Herausforderung einfach mit einem Rückzug ins Private, Provinzialismus und der »Entdeckung der Langsamkeit« (Sten Nadolny) zu ant-

worten. Wenn selbst die kulturellen Selbsthasser nicht aus ihrer Haut können und ihre Ideologie im Weltmaßstab – notfalls sogar mit militärischer Hilfe – umsetzen wollen, dann ist dies der beste Beweis für den altbekannten Geltungsdrang, der Europa über Jahrhunderte stark gemacht hat und der nun als destruktive Kraft wirkt. Die Frage muß also lauten, wer in der Lage sein könnte, die »Sorge um die Seele, die Sorge zu sein« mit positiver Energie zu füllen. Es wäre einerseits fatal, würde sich diese »Sorge zu sein« auf Selbstreflexion und eine ewige Sinnsuche beschränken. Andererseits sind die orgiastischen Exzesse des 20. Jahrhunderts noch immer ein mahnendes Trauma, und kein Europäer kann es wagen, große Entwürfe öffentlich und selbstbewußt zu vertreten. Es spricht viel dafür, daß diese Handlungshemmung langfristig zum Untergang der abendländischen Kultur führt, aber es wäre in jedem Fall der falsche Weg, sich damit frühzeitig abzufinden.

Der spanische Philosoph José Ortega y Gasset hat deshalb am Ende seines in Deutschland wohl bekanntesten Werkes, *Der Aufstand der Massen,* ein neues Lebensprogramm durch die Schöpfung eines europäischen Nationalstaates gefordert, der aus freiem Entschluß der Völker entstehen müsse. Ortega y Gasset geht in dem 1929 erstmals erschienenen Buch von einer chaotischen Herrschaftssituation aus. Seitdem »die europäischen Gebote nicht mehr gelten«, hätte die Menschheit einfach ohne Gebote weitergelebt. Er vertritt also die Ansicht, niemand außer den Europäern selbst sei in der Lage, das Sinnvakuum auf der Welt zu füllen. »Gewöhnt sich der Europäer daran, daß er nicht gebietet, so werden anderthalb Generationen genügen, damit der alte Kontinent und nach ihm die ganze Welt in sittliche Trägheit, geistige Unfruchtbarkeit und allgemeine Barbarei versinkt«, so Ortega y Gasset.

Diese Trägheit werde durch die zu klein gewordenen europäischen Staaten begünstigt. Die Europäer könnten aber nur leben, »wenn sie in eine große gemeinsame Aufgabe hineingestellt sind«. Aus heutiger Sicht kann diese große Aufgabe nur darin bestehen, der Welt zu beweisen, daß ein Leben in christlicher Verantwortlichkeit, regionaler und nationaler Vielfalt sowie dem Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit auch jetzt noch allen anderen Lebensprogrammen überlegen ist. Europa mag mit diesem Lebensprogramm vielleicht manche Spitzenstellung in der Wirtschaft einbüßen, aber trotzdem aufgrund seiner geistigen Kreativität niemals materielle Not leiden. Es darf nicht der europäische Weg sein, der Beschleunigung der globalen Wirtschaft nachzugeben und im Hamsterrad mitzulaufen. Vor allem in Frankreich diskutiert man unter dem Stichwort »décroissance« bereits eine Gegenstrategie. Unter »décroissance« ist eine nachhaltige Wachstumsrücknahme zu verstehen, die auf einem allumfassenden Lebensprogramm beruhen muß, das freiwillig – also ohne staatlichen Zwang – auf ökologische Verantwortung, bewußten Konsum und nachhaltiges Denken setzt. Die europäischen Völker müssen darüber hinaus ein Bewußtsein dafür entwickeln, daß sie gemeinsam vor den gleichen Problemen stehen: Überfremdung, Demographie, Dekadenz.

Ortega y Gasset fordert: »Einzig der Entschluß, aus den Völkergruppen des Erdteils eine große Nation zu errichten, könnte den Puls Europas wieder befeuern. Unser Kontinent würde den Glauben an sich selbst zurückgewinnen und in natürlicher Folge wieder Großes von sich fordern, sich in Zucht nehmen.« Gerade die »konservativen Klassen« seien es jedoch, die mit ihrem Festhalten am Nationalstaat »die Katastrophe herbeiführen« könnten. Beim Anblick der Europäischen Union mag man diese Mahnung nicht gern hören. Bedenken sollte man jedoch, wie wenig die Nationalstaaten Europas in den letzten Jahrzehnten geleistet haben. Mit den morschen Institutionen von gestern ist kein neuer Staat zu machen. Deshalb, so sagt es auch der österreichische Schriftsteller Hugo von Hofmannsthal: »Große Menschen haben die eigene Nation zum Schicksal, Europa zum Erlebnis. … Wo ein großer Gedanke gedacht wird, ist Europa. Wo er innerhalb der Sphäre des Nationalen gedacht wird, wartet er nur darauf, ins Universale zu münden. Jede Philosophie ist … europäisch. Jede fortwirkende hohe politische Idee ist europäisch. Jede fruchtbare Erkenntnis der Vergangenheit ist europäisch.«

Unsere Zukunft kann nur europäisch sein. Europa aber hat nichts mit der Europäischen Union zu tun. Das zu vermitteln ist die große Aufgabe der nächsten Jahre.

Literaturhinweise:

José Ortega y Gasset: *Der Aufstand der Massen,* Stuttgart 1956;

Denis de Rougement (Hrsg.): *Europa. Vom Mythos zur Wirklichkeit,* München 1962 (darin enthalten die Äußerungen von Gibbon, Burke, Schiller und Hofmannsthal);

Jan Patočka: *Ketzerische Essays zur Philosophie der Geschichte,* Frankfurt a.M. 2010;

Jürgen Habermas: *Zur Verfassung Europas,* Frankfurt a.M. 2011;

Frank Lisson: *Die Verachtung des Eigenen. Ursachen und Verlauf des kulturellen Selbsthasses in Europa,* Schnellroda 2012.

Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Thomas Bargatzky, 1946, lehrte als Professor für Ethnologie an der Universität Bayreuth und ist seit 2011 emeritiert.
Mythos, Weg und Welthaus. Erfahrungsreligion als Kultus und Alltag, Münster 2007

Siegfried Gerlich, 1967, arbeitet freischaffend als Autor und Pianist.
Richard Wagner. Die Frage nach dem Deutschen, Wien 2013
Ernst Nolte. Portrait eines Geschichtsdenkers, Schnellroda 2009

Ellen Kositza, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.
Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2008

Felix Krautkrämer, 1979, arbeitet als Redakteur der Wochenzeitung *Junge Freiheit.*
Das linke Netz, Berlin 2010

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession.*
Deutsche Opfer, fremde Täter. Ausländergewalt in Deutschland – Hintergrund, Chronik, Prognose, gemeinsam mit Michael Paulwitz, Schnellroda 2011

Alex Kurtagić, 1970, ist Brite und arbeitet als Musiker, Graphiker und politischer Essayist. Übersetzt hat den vorliegenden Essay Martin Lichtmesz.
Mister. Roman, Shamley Green 2009
Warum Konservative immer verlieren, Schnellroda 2013

Dr. Erik Lehnert, 1975, promovierter Philosoph, arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).
Vordenker, Band 3 des *Staatspolitischen Handbuchs,* hrsg. gemeinsam mit Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2012

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.
Die Verteidigung des Eigenen. Fünf Traktate, Schnellroda 2011

Frank Lisson, 1970, ist freier Autor und schreibt Sachbücher, Romane, Features und Hörspiele mit dem Schwerpunkt Kulturphilosophie.
Homo viator. Die Macht der Tendenzen, Schnellroda 2013
Friedrich Nietzsche, Bonn 20112

Felix Menzel, 1985, ist verantwortlicher Redakteur des Internetprojekts blauenarzisse.de.
Medienrituale und politische Ikonen, Schnellroda 2009

Werner Sohn, 1950, arbeitet als Sozialwissenschaftler in einer Dokumentations- und Forschungseinrichtung.
Epictetus. Ein erzkonservativer Bildungsroman mit liberalen Eselsohren, Norderstedt 2010

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, promovierter Historiker, unterrichtet an einem Gymnasium und ist Wissenschaftlicher Leiter des Instituts für Staatspolitik.
Armin Mohler. Eine politische Biographie, Schnellroda 2011

Michael Wiesberg, 1959, arbeitet als Lektor und PR-Berater.
Botho Strauß. Dichter der Gegen-Aufklärung, Dresden 2002

Benjamin Jahn Zschocke, 1986, lebt und arbeitet als freischaffender Künstler in Chemnitz, Berlin und Buenos Aires. www. benjaminjahnzschocke.de
Sparta, 30 numerierte und signierte Exemplare, Privatdruck Chemnitz 2012

Dickicht, Sumpf, wildes Wuchern – der Nationalsozialistische Untergrund

von Felix Krautkrämer

Zehn Morde, zwei Bombenanschläge und mindestens 14 Banküberfälle: Die Liste der Verbrechen, die der Gruppierung mit dem ominösen Namen »Nationalsozialistischer Untergrund« (NSU) vorgeworfen wird, ist lang. Mehr als 13 Jahre sollen Uwe Mundlos und Uwe Böhnhardt, unterstützt von Beate Zschäpe – der einzigen Überlebenden des Trios –, mordend und raubend quer durch die Republik eine »braune Terrorspur« gezogen haben. Keiner kam dabei auf den Gedanken, daß es sich bei den Tätern um die 1998 untergetauchten drei Rechtsextremisten aus Jena handeln könnte. Weder Verfassungsschutz noch Bundeskriminalamt und Polizei hatten auch nur den geringsten Verdacht, so zumindest die offizielle Version.

Wer diesbezüglich Zweifel hegt, sieht sich schnell mit dem Vorwurf konfrontiert, ein Verschwörungstheoretiker zu sein. Doch auch nach bald anderthalb Jahren Ermittlungsarbeit der Behörden und verschiedener Untersuchungsausschüsse sowie zahlreichen Publikationen wirft der Fall nach wie vor mehr Fragezeichen als Erklärungen auf. Und auch der nun bevorstehende Prozeß gegen Beate Zschäpe vor dem Oberlandesgericht in München dürfte wenig zur Klärung beitragen.

Da ist zum Beispiel das nach wie vor rätselhafte Ende von Mundlos und Böhnhardt am 4. November 2011 in Eisenach. Offiziell sind ihre letzten Stunden weitgehend rekonstruiert. Mundlos soll Böhnhardt in dem für den Banküberfall gemieteten Wohnmobil mit einer Pumpgun in die linke Schläfe geschossen und anschließend Feuer gelegt haben. Danach setzte er sich im hinteren Teil des Fahrzeugs auf den Boden, steckte sich den Lauf seiner Waffe in den Mund und krümmte ab. Zu diesem Ergebnis kommen die Ermittler aufgrund des Autopsieberichts, denn in Böhnhartds Lunge fanden sich, anders als bei Mundlos, keine Rauchpartikel. Er muß also beim Ausbruch des Feuers schon tot gewesen sein. Unklar bleibt, ob Mundlos seinen Komplizen mit dessen Einverständnis oder im Streit erschoß.

Zu verschiedenen Berichten, wonach die Ermittler im Wohnmobil nicht nur eine, sondern zwei ausgeworfene Patronenhülsen aus Mundlos' Pumpgun fanden, schweigt sich die Bundesanwaltschaft aus. Sollte dies der Fall sein, würde sich automatisch die Frage stellen, wer die Waffe nochmals repetierte, nachdem sich Mundlos damit in den Kopf geschossen hatte. Anders wäre die Hülse nicht ausgeworfen worden.

Doch auch zu den Minuten vor dem Tod der beiden mutmaßlichen Rechtsterroristen gibt es Widersprüche und Ungereimtheiten: Es ist gegen zwölf Uhr, als sich zwei Streifenpolizisten im Eisenacher Stadtteil Stregda dem Wohnmobil mit dem Kennzeichen aus dem sächsischen Vogtland nähern. Wenige Stunden zuvor sollen Böhnhardt und Mundlos eine Sparkasse in der Stadt überfallen haben. Im Anschluß daran parken sie ihr Wohnmobil im Neubaugebiet Wartburgblick. Sie hören den Polizeifunk ab und sind so über die Fahndungsmaßnahmen informiert. Trotzdem ent-

Exemplarisch: Christian Fuchs/John Goetz: *Die Zelle: Rechter Terror in Deutschland*, Reinbek bei Hamburg 2012; Patrick Gensing: *Terror von rechts: Die Nazi-Morde und das Versagen der Politik*, Berlin 2012; Maik Baumgärtner/Marcus Böttcher: *Das Zwickauer Terror-Trio: Ereignisse, Szene, Hintergründe*, Berlin 2012.

scheiden sie sich, in Stregda zu warten, anstatt über die Autobahn in unmittelbarer Nähe die Flucht zu ergreifen. Die Beamten, die auf das Fahrzeug der beiden zugehen, vernehmen zwei Knallgeräusche, so geben sie es über Funk durch und so steht es auch in den ersten Meldungen, als noch niemand weiß, um wen es sich bei den beiden mutmaßlichen Bankräubern wirklich handelt. Kurz darauf schlagen Flammen aus dem Wohnmobil.

Entgegen der ersten Meldungen heißt es seitens der Bundesanwaltschaft, es habe insgesamt drei Schüsse gegeben, einer davon aus dem Wohnmobil heraus. Zudem habe die im Fahrzeug gefundene Maschinenpistole eine Ladehemmung aufgewiesen. Daß sich in dem Wohnmobil eine dritte Person befand, die aus dem Führerhaus kletterte und flüchtete, schließen die Ermittler aus. Genau das hatte aber ein Anwohner der *Bild*-Zeitung geschildert. Die Polizei in Eisenach und Gotha, deren Beamte als erste am Tatort waren, will das weder bestätigen noch dementieren und verweist auf die Bundesanwaltschaft, die allein auskunftsberechtigt sei. Gleiches gilt für die Frage, ob auf die Polizisten geschossen wurde. Ihre entsprechende Meldung vom 4. November 2011 hat die Thüringer Polizei mittlerweile aus dem Internet gelöscht.

Laut Bundesanwaltschaft soll den Ermittlern bereits noch am Tag des Überfalls aufgrund von Fingerabdrücken bekannt gewesen sein, daß es sich bei den zwei Toten im Wohnmobil um die 1998 untergetauchten Rechtsextremisten handelt. Dennoch erfährt die Öffentlichkeit erst vier Tage später davon – durch eine Pressemitteilung der Linksfraktion im Thüringer Landtag, die den mutmaßlichen politischen Hintergrund der beiden Bankräuber enthüllt.

Ähnlich verhält es sich mit einem weiteren entscheidenden Beweismittel in dem Fall, dem angeblichen Bekennervideo des NSU. Dieses hatte der *Spiegel* öffentlich gemacht. Der wiederum hatte es exklusiv vom linksradikalen »Antifaschistischen Pressearchiv und Bildungszentrum Berlin« gekauft. Wie die Einrichtung an die DVD gekommen ist, will sie nicht sagen. Möglicherweise erhielt sie es von einem der Empfänger, an die das Video nach dem Tod von Böhnhardt und Mundlos geschickt wurde. Zu diesen zählten auch Büros der Linkspartei. Offiziell soll Zschäpe die Videos verschickt haben, allerdings wurden einige Exemplare auch unfrankiert in Briefkästen gesteckt, in Städten, in denen sich Zschäpe auf ihrer mehrtägigen Flucht nachweislich nicht aufhielt. Die Ermittler können dieses Rätsel bislang nicht lösen.

Und das sind nicht die einzigen Fragen, die im Zusammenhang mit dem Ende von Mundlos und Böhnhardt unbeantwortet bleiben. Warum schossen die beiden nicht auf die zwei Polizisten? Immerhin hatten sie drei Pistolen, zwei Revolver, zwei Pumpguns und eine Maschinenpistole bei sich. Skrupel, auf Polizisten zu schießen, dürften die beiden kaum gehabt haben. Immerhin sollen sie 2007 die Polizistin Michèle Kiesewetter in Heilbronn heimtückisch erschossen und ihren Kollegen lebensgefährlich verletzt haben. Warum hatten sie Kiesewetters Dienstwaffe überhaupt zu dem Bankraub mitgenommen? War ihnen nicht klar, daß sie im Falle einer Festnahme sofort auch mit dieser Tat in Verbindung gebracht würden? Gleiches gilt für die mehr als 23 000 Euro, teilweise noch mit Banderolen versehen, die aus einem Überfall stammten, den Mundlos und Böhnhardt knapp zwei Monate zuvor im thüringischen Arnstadt begangen haben sollen – Überheblichkeit oder Leichtsinn? Letzteres ist so gut wie ausgeschlossen, sonst hätten sie kaum unerkannt 13 Jahre lang die ihnen zur Last gelegten Verbrechen begehen können.

Ende vergangenen Jahres warf ein Artikel des Journalisten Andreas Förster zusätzliche Fragen auf. Gestützt auf die Ermittlungsakten berichtete Förster, die Polizei habe am Tag nach dem Tod der beiden in dem ausgebrannten Wohnmobil auch einen Rucksack sichergestellt, der – anders als das Bett, auf dem er gefunden wurde – trotz des Feuers keine Schmutzspuren aufwies. Der Rucksack enthielt Geld aus dem Banküberfall in Arnstadt und mehrere Patronenpackungen, wie am 5. November protokolliert wurde. Sechs DVDs mit dem mutmaßlichen Bekennervideo des NSU wurden dagegen nicht aufgeführt. Diese fanden Polizisten erst einen Monat später, am 1. Dezember, in einer Innentasche des Rucksacks. Es ist schwer vorzustellen, daß die Ermittler das Gepäckstück zuvor nur so oberflächlich durchsucht hatten und die DVDs dabei übersahen. Immerhin gehörte der Rucksack den mutmaßlichen Mördern einer Kollegin.

Andreas Förster: »NSU-Ermittlung begann mit Panne«, *stuttgarter-nachrichten.de* vom 25. November 2012.

Doch die Bundesanwaltschaft hat hierfür eine Erklärung: Während Geld und Patronen bei einer ersten Durchsicht gefunden wurden, seien die DVDs erst später, im Zuge der von der Bundesanwaltschaft angeordneten photographischen Dokumentation der Beweisstücke entdeckt worden. Ein im Schutt der früheren Zwickauer Wohnung des Trios gefundenes Exemplar der DVD mit dem NSU-Video war im übrigen der Anlaß, daß die Karlsruher Behörde am 11. November überhaupt die Ermittlungen übernehmen konnte. Denn nun war ein rechtsextremistischer Hintergrund bei der Mord-Serie gegeben.

Und noch eine weitere Frage will oder kann die Bundesanwaltschaft bis heute nicht beantworten: Etwa drei Stunden nach dem Tod ihrer mutmaßlichen Komplizen soll Zschäpe die gemeinsame Wohnung in Zwickau in Brand gesteckt haben. Niemand weiß jedoch, wie sie von den Geschehnissen in Eisenach erfuhr. Ein Anruf von Mundlos oder Böhnhardt wird offiziell ausgeschlossen. Laut Bundesanwaltschaft wußten die Ermittler bereits am Abend des 4. November, daß ein Zusammenhang zwischen den toten Bankräubern in Eisenach und der abgebrannten Zwickauer Wohnung, in der das Trio unter falschen Identitäten gelebt hatte, bestünde. Zschäpe befand sich zu diesem Zeitpunkt noch auf der Flucht. Wie dieser Zusammenhang hergestellt werden konnte, will die Behörde nicht sagen.

Doch das Ende von Mundlos und Böhnhardt ist nicht die einzige Episode im Fall des NSU, die Fragen aufwirft. Nach wie vor unklar ist auch der Mord an der Polizistin Michèle Kiesewetter. Nicht nur, weil hier andere Tatwaffen (eine Tokarew TT-33 und eine Random VIS 35) als die Ceska 83 zum Einsatz kamen, mit der die acht Türken und ein Grieche zwischen September 2000 und April 2006 erschossen wurden. Auch blieben die Hülsen der abgefeuerten Patronen am Tatort zurück, was bei der Mordserie an den Ausländern außer am Anfang nicht der Fall war. Die Tat fand zudem über ein Jahr nach dem letzten Ceska-Mord statt, ohne ein plausibles Motiv. Denn Haß auf Ausländer scheidet bei der deutschen Polizistin aus.

Zum Mordfall Kiesewetter siehe auch: Felix Krautkrämer: »Ein Mord und viele Fragen«, in: *Junge Freiheit* 50/11 vom 9. Dezember 2011; Marcus Schmidt: »Im Schatten der Geheimdienste«, in: *Junge Freiheit* 39/12 vom 21. September 2012.

Anders als bei den anderen Morden nahmen die Täter ihren Opfern Gegenstände ab, Handschellen, Pfefferspray und Dienstwaffen. Und, auch das ein Unterschied zu den übrigen Morden, es gab zwei Opfer, auch wenn Martin A. schwer verletzt überlebte. Seit wann die Täter im Besitz der Mordwaffen waren und ob mit diesen auch andere Verbrechen begangen wurden, darüber schweigt sich die Bundesanwaltschaft aus. Für sie steht fest, daß Mundlos und Böhnhardt die 22 Jahre alte Polizistin am 25. April 2007 auf der Heilbronner Theresienwiese ermordeten. Schließlich fand man in ihrem Wohnmobil die den Polizisten abgenommenen Gegenstände und Dienstwaffen und in der abgebrannten Zwickauer Wohnung die Tatwaffen. Außerdem wurde in Heilbronn am Tattag im Zuge der eingeleiteten Ringfahndung das Kennzeichen eines Wohnmobils erfaßt, das, wie sich erst später herausstellte, auf den Namen des mutmaßlichen NSU-Unterstützers Holger G. angemietet war. Für die Ermittler scheint der Fall damit klar.

»Waren Verfassungsschützer Zeuge beim Mord an Michèle Kiesewetter?«, *stern.de* vom 30. November 2011.

Ein vom *Stern* präsentiertes Observierungsprotokoll des amerikanischen Militärgeheimdienstes Defense Intelligence Agency (DIA), nach dem zur Tatzeit amerikanische Agenten und deutsche Verfassungsschützer vor Ort waren, um zwei Personen aus dem Umfeld der islamistischen Sauerlandgruppe zu beobachten, wurde kurzerhand als Fälschung eingestuft. Darin war von einer Schießerei zwischen zwei Beamten des baden-württembergischen oder bayerischen Verfassungsschutzes mit Rechten (»right wing operatives«) und einer regulären Polizeistreife die Rede. Nur wer hätte ein Interesse daran, ein solches Dokument zu fälschen? Und was ist mit dem Auto einer »amerikanischen Behörde«, das am Tattag in der Nähe von Heilbronn in eine Geschwindigkeitskontrolle geraten war? Dies zumindest gab der Leiter der für den Mord zuständigen Sonderkommission »Parkplatz«, Axel Mögelin, vergangenes Jahr vor dem NSU-Untersuchungsausschuß des Bundestags an. Näheres hierzu wollte er mit Blick auf die laufenden Ermittlungen allerdings nicht sagen.

Bei einem der beiden laut dem DIA-Protokoll Observierten soll es sich um Mevlüt Kar handeln, der als fünfter Kopf der Sauerlandgruppe gilt und dieser bei der Beschaffung der Zünder geholfen haben soll. Kar soll allerdings nicht nur dem CIA als Informant gedient, sondern auch für den türkischen Geheimdienst MIT gearbeitet haben. Nur wenige Monate vor dem Bekanntwerden der Zwickauer Terrorzelle berichtete der *Spiegel*

in einer ausführlich recherchierten Geschichte darüber, die Spur der sogenannten »Döner-Morde«, jener Mordserie für die nun Böhnhardt und Mundlos verantwortlich gemacht werden, führe in eine »düstere Parallelwelt«, in der »eine mächtige Allianz zwischen rechtsnationalen Türken, dem türkischen Geheimdienst und Gangstern den Ton angibt«. Auch dies gilt heute offiziell als überholt und falsch.

Conny Neumann/Andreas Ulrich: »Düstere Parallelwelt.«, in: *Der Spiegel* Nr. 8/2011; Conny Neumann/Andreas Ulrich: »Versteck in der Schweiz.«, in: *Der Spiegel* Nr. 34/2011.

Der Mord an Kiesewetter und das Ende des NSU sind nur zwei Beispiele für die zahlreichen Fragwürdigkeiten in dem Fall. Längst nicht geklärt ist trotz zahlreicher Untersuchungsausschüsse die Rolle des Verfassungsschutzes. Die Vernichtung brisanter Akten, teilweise direkt nach dem Auffliegen der Gruppe, die Rücktritte gleich mehrerer Verfassungsschutz-Chefs sowie das Bekanntwerden von V-Leuten im Umfeld des NSU machen es schwer, zu glauben, daß der Inlandgeheimdienst von all dem nichts mitbekommen haben will. Hinzu kommt, daß mit Andreas T. ein hessischer Verfassungsschützer beim letzten Ceska-Mord in einem Kasseler Internetcafé am 6. April 2006 zugegen war. Zwar gab T. an, von dem Geschehen nichts mitbekommen zu haben, doch meldete er sich auch nach Tagen nicht als Zeuge bei der Polizei, nachdem die Medien über den Mord berichtet hatten. Bei einer späteren Befragung soll er sich zudem in Widersprüche verwickelt haben. Der Chef der Mordkommission des Polizeipräsidiums Nordhausen, Gerald Hoffmann, der die Ermittlungen nach dem Mord in Kassel leitete, sagte im vergangenen Jahr, er wisse bis heute nicht, welche Rolle T. wirklich gespielt habe. Viele seiner Aussagen halte er für nicht glaubwürdig. Dennoch wurden die Ermittlungen gegen den Verfassungsschützer eingestellt. Auffällig ist nur, daß die Mordserie danach endete. Sollten Böhnhardt und Mundos die ihnen zur Last gelegten Morde begangenen haben, warum hörten sie dann so plötzlich damit auf? Einen Grund dafür hatten sie nicht. Schließlich tappten die Ermittler völlig im dunkeln und vermuteten die Täter eher im Umfeld der türkischen Wettmafia. Und warum bekannten sich die beiden nie zu Lebzeiten zu ihren Taten, wie es Terroristen gewöhnlich machen? Angst unter Einwanderern konnten sie so nicht schüren, schließlich wußte niemand, wer die Täter waren. Wenn sie aber nur aus purem Haß auf Ausländer mordeten, warum hörten sie dann 2006 damit auf? Und warum bekannten sie sich dann mit einem seltsamen Paulchen-Panther-Video fünf Jahre später, posthum, zu den Taten?

Felix Krautkrämer: »Ladehemmungen und ein Zeuge«, in: *Junge Freiheit* 29/12 vom 13. Juli 2012.

Compact-Spezial: »Operation ›Nationalsozialistischer Untergrund‹«, März 2013.

All diese Frage werden von den führenden Medien kaum gestellt. Die Zeitschrift *Compact* um den Publizisten Jürgen Elsässer dagegen widmet den Ungereimtheiten regelmäßig größere Aufmerksamkeit. Nun ist ein Themenheft zum NSU erschienen, es ist in vier Rubriken untergliedert (Staatsfeinde, Agenten, Opfer, Epilog) und fächert die einzelnen Aspekte, Haupt- und Nebenstränge das NSU-Komplexes auf. Doch so wichtig es ist, daß die offenen Fragen stets in Erinnerung gerufen werden, so wichtig ist es auch, dies bedächtig und anhand der Fakten zu tun. Der umfassend ins Thema eingearbeitete *Compact*-Autor Kai Voss faßt seine Recherche-Ergebnisse nochmals auf fünf Seiten zusammen, stellt dabei durchaus die richtigen Fragen, geht aber weit über abgesicherte Antworten hinaus und bietet letztlich eine komplette Geschichte an. Deren Hauptthesen: Der NSU ist eine Erfindung der Geheimdienste; Zschäpe, Böhnhardt und Mundlos waren Nazis und an Morden beteiligt, jedoch nicht an allen; Böhnhardt und Mundlos wurden liquidiert, und zwar von dem Geheimdienstnetzwerk, dem sie weisungsgebunden waren.

Es mag verlockend sein, eine fragwürdige, offizielle Version durch eine Gegengeschichte zu spiegeln, in der die Bausteine besser zueinanderpassen. Dennoch bleibt vieles daran Vermutung und Mutmaßung. Auch Voss hat keine Beweise für die von ihm nahegelegte Verschwörung. Diese Art des Umgangs mit dem Thema birgt die Gefahr, daß durchaus berechtige Fragen generell als Verschwörungstheorie abgetan und damit zur Seite gewischt werden können. Und genau das dürft im Interesse all jener sein, die die offizielle Version bereits vor Beginn des Prozesses gegen Zschäpe als unumstößliche Wahrheit festschreiben wollen.

Richard Wagners deutsche Sendung

von Siegfried Gerlich

Es ist dem Rang des Komponisten und dem Ruhm seiner Bühnenwerke geschuldet, daß Richard Wagner als deutscher Denker durchaus unterschätzt wird. Immerhin hat Wagner auch ein umfangreiches schriftstellerisches Werk hinterlassen und in programmatischen Traktaten wie »Was ist deutsch?« und »Deutsche Kunst und deutsche Politik« gerade die deutsche Frage auf sehr deutsche Weise gestellt: als Wesensfrage. Dabei liegt das eigentümliche Pathos, mit dem er sie zu beantworten suchte, nicht nur im philosophischen Ernst seines Denkens begründet; es erklärt sich auch aus dem biographischen Umstand, daß er die Frage nach dem Deutschen immer wieder als Existenzfrage erfahren hat. Wagners stets krisenhaftes und sogar paradoxes Verhältnis zu Deutschland kann geradezu als gelebter Existentialismus charakterisiert werden, wie er sich etwa in einem verzweifelten Bekenntnis aus späten Jahren bekundet: »Ich bin nicht auf den Rang der Tagespatrioten zu zählen, denn was einer unter den jetzigen deutschen Verhältnissen leiden kann, das leide ich, ich hänge gleichsam am Kreuze des deutschen Gedankens.«

Auf Gedeih und Verderb hatte Wagner sein Schicksal an das Deutschlands geknüpft. Thomas Mann, der Wagners Kunst als ein überdeutsches Ereignis von gesamteuropäischer Reichweite erlebte, bewunderte an ihr doch vornehmlich »die sensationellste Selbstdarstellung und Selbstkritik deutschen Wesens, die sich erdenken läßt«. Daß Wagner anderen dagegen zum Inbegriff des problematischen, wenn nicht fanatischen Deutschen wurde, verdankte sich indessen weniger seinem Werk und Wirken als seiner späteren Wirkungsgeschichte. Noch zu Lebzeiten von Karl Marx als »Reichsmusikant« geschmäht und nach seinem Tode von Adolf Hitler zu seinem einzigen Vorläufer erkoren, nimmt es kaum wunder, daß es bei dem von Friedrich Nietzsche bis heute immer wieder neu verhandelten »Fall Wagner« nie nur um den Rang eines deutschen Komponisten gegangen ist, sondern immer auch um den selbstbewußten Anspruch oder aber die selbstherrliche Anmaßung der deutschen Kultur schlechthin.

Gleichwohl verspürte Wagner zeitlebens ein großes Unbehagen in einer Kultur, die sich nur aus einem tiefen Mißverständnis des deutschen Wesens heraus als eine deutsche betrachten konnte. Er hoffte, die Eigenart einer wahrhaft deutschen Kultur, wie sie durch die Reformation und die spätere kulturprotestantische Säkularisierung des Luthertums grundgelegt worden war, werde endlich hervortreten, wenn die Deutschen ihre Überfremdung durch die römische Tradition, die französische Zivilisation und den jüdischen Kommerzialismus abgeschüttelt hätten, welche ihnen noch das Bewußtsein ihrer Selbstentfremdung raubten. Wagners Rückbesinnung auf Kants Ethik, Schillers Ästhetik und Schopenhauers Metaphysik zielte darauf ab, den eingekesselten deutschen Wesenskräften einen Weg ins Offene zu bahnen. Dennoch zögert man, den von Wagner eröffneten Weg »deutsch« zu nennen: wies dieser doch in eine durchaus andere

»Hier kam es zum Bewußtsein und erhielt seinen bestimmten Ausdruck, was Deutsch sei, nämlich: die Sache die man treibt, um ihrer selbst und der Freude an ihr willen treiben; wogegen das Nützlichkeitswesen, d.h. das Prinzip, nach welchem eine Sache des außerhalb liegenden persönlichen Zweckes wegen betrieben wird, sich als undeutsch herausstellte. Die hierin ausgesprochene Tugend des Deutschen fiel daher mit dem durch sie erkannten höchsten Prinzipe der Ästhetik zusammen, nach welchem nur das Zwecklose schön ist, weil es, indem es sich selbst Zweck ist, seine über alles Gemeine erhöhte Natur, somit das, für dessen Anblick und Erkenntnis es sich überhaupt der Mühe verlohnt, Zwecke des Lebens zu verfolgen, enthüllt«.

Richard Wagner: »Deutsche Kunst und deutsche Politik« (1867f.), in: *Sämtliche Schriften und Dichtungen*, Volksausgabe, o.J., Bd. 8.

Richtung als die, welche die Deutschen auf ihrem vermeintlichen Sonderweg tatsächlich eingeschlagen haben.

Das Grundproblem der Deutschen lag für Wagner nicht in ihrem Sonderweg, sondern in dessen notorischer Verfehlung. So stellte ihn die deutsche Frage vor das Problem der »deutschen Daseinsverfehlung«. Mit diesem Wort sollte nachmals Ernst Niekisch den »undeutschen«, da römisch stilisierten und westlich korrumpierten Nationalsozialismus denunzieren. Aber schon Wagner stand diese verhängnisvolle deutsche Tendenz zur Selbstverfehlung vor Augen, deren tiefste Gründe ihm bis in die Anfänge der deutschen Geschichte zurückzureichen schienen. Und in seiner Gegenwart sah Wagner die deutsche Fehlentwicklung nicht etwa darin, daß die rückständigen Deutschen sich nicht genug an ihren europäischen Nachbarn ausrichteten, sondern daß sie ihnen in nachholendem Übereifer nur allzu bereitwillig folgten. Hinter allen hehren Ideen von Nationalstaat und Demokratie, Modernität und Liberalismus nahm er frühzeitig schon die schnöden Realitäten des Kapitalismus und Mammonismus, des Imperialismus und Militarismus wahr, welche gerade jene westlichen Nationen geschaffen hatten, unter denen sich besonders Frankreich aller Welt, und so auch Deutschland, als leuchtendes Vorbild empfahl. Tatsächlich ahmten die Deutschen späterhin vor allem die Laster des Westens nach, um dessen Tugenden schließlich vollends als Lug und Trug zu entlarven. Nach Anbruch des Dritten Reiches konnte der emigrierte Thomas Mann, der schon zuvor Wagners Diagnose eines deutschen Selbstmißverständnisses geteilt hatte, endlich auch die düstere Erfüllung seiner Prophezeiung bestätigen: »Vielleicht stände es besser um Deutschland und besser um Europa, wenn die deutsche Geschichte sich nach den Wünschen Wagners, nämlich im Sinne der Freiheit, gestaltet hätte«.

Plakat zu den Bayreuther Festspielen 1936, gestaltet von Jupp Wiertz

Über die wahren Wünsche Wagners herrscht jedoch bis heute Uneinigkeit. Fraglos sind die tiefsten Ursprünge der Wagnerschen Ideenwelt in der deutschen Romantik zu verorten. Auf den ersten Blick scheint sich sogar deren vielbehaupteter Verlauf von einer progressiven Frühromantik zu einer reaktionären Spätromantik in Wagners Lebens- und Denkweg widerzuspiegeln. Aber bei näherem Hinsehen begründen eher Wagners politische Irrungen und Wirrungen seine Zugehörigkeit zur Romantik, die insgesamt von gegenstrebigen Tendenzen und strukturellen Ambivalenzen geprägt war. In seinem geistigen Habitus gibt sich Wagner daher zunächst als ein exemplarischer Repräsentant einer »politischen Romantik« zu erkennen, die einzig in der Souveränität des Künstlertums Halt suchte und darum nie zu einer letzten politischen Entschiedenheit fand. Diese romantische Selbstherrlichkeit und Politikfremdheit hat Carl Schmitt als »subjektivierten Occasionalismus« gedeutet, sofern in der Epoche der Säkularisierung »statt Gottes nunmehr das romantische Subjekt die zentrale Stelle einnimmt und aus der Welt und allem, was in ihr geschieht, einen bloßen Anlaß macht.« Schmitts Deutung erhellt nicht nur den geistesgeschichtlichen Hintergrund von Wagners Idee einer musikalischen Kunstreligion, sondern auch die scheinbare Widersprüchlichkeit seines politischen Profils, welches revolutionäre wie konservative, sozialistische wie nationalistische, »linke« wie »rechte« Züge aufweist.

Was Wagner auch als Menschen zu gleichen Teilen ausmachte und darum häufig in Widerspruch zueinander geriet: die anarchische Unbändigkeit des romantischen Künstlers und die konservative Besonnenheit des deutschen Denkers – das empfand er selbst viel zu sehr, um nicht eine

Vermittlung dieser gegensätzlichen Seiten seiner deutschromantischen Natur anzustrengen. Und wirklich reifte Wagner vom politischen Romantiker, den es mit Bakunin auf die Dresdner Barrikaden trieb, über den deutschen Konservativen, der im Bunde mit Ludwig II. zum Verkünder einer großdeutschen Kulturnation wurde, zum Bayreuther Meister heran, der sich nach Bismarcks Reichsgründung in das innere Deutschland seiner Kunstreligion flüchtete. Gerade seine wechselhaften Einlassungen und Erfahrungen mit der deutschen Politik waren für Wagner eine stete Herausforderung, die Grenzen des Politischen zu überschreiten und eine an philosophischen Grundsätzen ausgerichtete Metapolitik von parteiübergreifender Gültigkeit zu entwickeln. Vor allem in seinen deutschen Programmschriften ließ Wagner sich von einem »idealen«, über realpolitische Interessen erhabenen Gesichtspunkt leiten, der ihn scheinbar paradox zu einem »absolut konservativen Standpunkt« führte. Und indem er einen solchen idealistischen Konservatismus überdies noch exklusiv für das Deutschtum reklamierte, arbeitete Wagner sich aus dem Bannkreis einer politisch unverbindlichen Romantik heraus und stieß zu einer gleichsam metapolitischen Spätromantik vor.

»Der eigentliche föderative Geist des Deutschen hat sich nie vollständig verleugnet: er hat selbst in den Zeiten des tiefsten politischen Verfalles durch die zähe Aufrechterhaltung seiner fürstlichen Dynastien, gegenüber der zentralisierenden Tendenz des habsburgischen Kaisertums, die Unmöglichkeit der eigentlichen Monarchie in Deutschland für alle Zeiten dargetan.«

Richard Wagner: »Deutsche Kunst und deutsche Politik«, in: *SSD,* Bd. 8.

In der machtgeschützten Innerlichkeit des ihm von Ludwig II. gewährten Asyls fand Wagner den rechten Ort, um Mitte der sechziger Jahre die Ausarbeitung einer deutschen Metapolitik in Angriff zu nehmen, die von Bayern aus auf die Einigung der noch immer mit sich selbst zerfallenen Nation hinwirken sollte. In Anlehnung an die großdeutschen Ideen von Constantin Frantz stand Wagner ein deutsches Reich mit einem Volkskaiser Ludwig vor Augen, dem die Rolle einer kulturellen Schirmherrschaft über einen europäischen Völkerbund zufallen würde. Während ein großpreußischer oder -österreichischer Staat zentralistischen Zuschnitts nur zu einer kulturfeindlichen politischen Zwangsherrschaft führen könne, würde dagegen ein großdeutsches Reich föderalistischen Gepräges die Vielfalt der nationalen und regionalen Kulturen Europas nicht unterdrücken, sondern erblühen lassen. Als sich indessen mit Königgrätz eine preußische Lösung der deutschen Frage abzeichnete, suchte Wagner den bayrischen König auf ein Ausharren auf scheinbar verlorenem Posten einzuschwören: »Während Deutschland politisch sich vielleicht in einen langen Winterschlaf unter preußischer Obhut begibt, bereiten Wir wohl und ruhig und still den edlen Herd, an dem sich einst die deutsche Sonne wieder entzünden soll.«

»Richard wird durch die ›Wacht am Rhein‹ entsetzt; … ›ich wünsche den Franzosen den Sieg‹, ruft er aus, ›es ist zu elend‹! Wenn ein geistvoller Franzose das sehe, mit milde ironischem Lächeln würde er unser deutsches Vaterland betrachten, das mit solcher Melodie zum Schlachtfeld zieht; Richard bis zu Tränen von dieser Vorstellung gerührt: ›Wir sind zu tief gesunken, nur unsere Truppen, die retten uns, die sind groß, und Bismarck‹, fügt er lächelnd hinzu, ›der wird wohl nicht die Wacht am Rhein‹ singen!«

Cosima Wagner: *Die Tagebücher,* hrsg. von Martin Gregor-Dellin und Dietrich Mack, München/Zürich 1982, Bd. 1, 26. September 1870.

Während des deutsch-französischen Krieges mobilisierte zwar auch Wagner einen patriotischen Gesinnungsmilitarismus, aber schon bald nach der Reichsgründung hegte er keinerlei Illusionen mehr darüber, daß Bismarck willens und fähig sein würde, den preußischen Staatsgedanken mit der deutschen Kulturidee auszusöhnen. Mit seinem berühmten Wort von der »Niederlage, ja Exstirpation des deutschen Geistes zugunsten des deutschen Reiches« sprach der junge Nietzsche seinem Meister aus dem Herzen, dem »Weimar« als heimliche Hauptstadt des Volkes der Dichter und Denker näherstand als das »Potsdam« der Soldaten und Bürokraten. Tatsächlich vollzog sich für Wagner in den Gründerjahren statt der ersehnten Eindeutschung Preußens nur mehr die befürchtete Verpreußung Deutschlands. Er schimpfte den Reichskanzler einen »brutalen Barbaren« und setzte all seine deutschen Hoffnungen darauf, daß »Bismarck und ähnlich schlechte Kopien des undeutschesten Wesens« beizeiten am Ende sein würden. Das undeutsche Original freilich war das geschlagene Frankreich, dessen imperialer Napoleonismus und römischer Cäsarismus Wagner im zentralistischen und militaristischen Deutschen Kaiserreich wiederaufzuerstehen schien.

Doch schon in den sechziger Jahren sah Wagner die in deutschen Landen debattierten Wege zur Nation allesamt in undeutsche Sackgassen führen, denn ihre besondere Entwicklung war den Deutschen durch ihre regionalen Traditionen und föderalen Strukturen unter christlichem Obdach vorgezeichnet, und eine solche Kulturnation ließ sich nicht in das enge Prokrustesbett einer Staatsnation spannen. Dieser Antagonismus zwischen der mittelalterlichen Reichsidee und der neuzeitlichen Nationalstaatlichkeit, in welchem Helmuth Plessner den »tragischen Grundkonflikt« der deutschen Geschichte überhaupt erblickte, veranlaßte seinerzeit den klassischen Historikerstreit um »Universalstaat oder Nationalstaat« zwischen dem Großdeutschen Julius Ficker und dem Kleindeutschen Hein-

rich von Sybel. Wagner indessen suchte nach einem dritten Weg, indem er die Frage nach einem klein- oder großdeutschen Staat vorläufig beiseite schob und stattdessen auf die Reichsidee selbst abhob, deren christlichen Universalismus es zu beerben und vom römischen Imperialismus zu befreien gälte. Nachdem bereits die Reformation die römischen Fundamente erschüttert hatte, auf denen Reich und Kirche ruhten, sah Wagner vollends seit der Kronniederlegung Franz II. und der Kaiserkrönung Napoleons die epochale Möglichkeit gegeben, zu einer radikalen Regeneration des Reichsgedankens fortzuschreiten und diesen durch eine Läuterung seines christlichen Gehalts zu deutscher Gestalt zu bringen. Einsichtig war dem Volk der Dichter und Denker ein »inneres Reich« zugemessen, welches in einer musikalischen Kunstreligion seinen erhabensten Ausdruck finden würde. Dabei schreckte Wagner nicht vor der kühnen Konsequenz zurück, Beethoven gegen Bismarck auszuspielen und sendungsbewußt zu verkünden, daß die Deutschen »zwar nicht zu Herrschern, wohl aber zu Veredlern der Welt bestimmt sein dürften … Wir könnten mit Hilfe aller uns verwandten germanischen Stämme die ganze Welt mit unsren eigentümlichen Kulturschöpfungen durchdringen, ohne jemals Weltherrscher zu werden.«

Allerdings mußte Wagner die Gründung eines wahrhaft deutschen Reiches einstweilen wie eine »creatio ex nihilo« erscheinen, denn in der Übergangsperiode des Deutschen Bundes war Deutschland ein nationales Nichts, und das Zweite Kaiserreich wiederum erwies sich als ein selbstherrliches Selbstmißverständnis, wie es ihm nicht zuletzt in dem engherzigen Nationalismus seiner Landsleute entgegentrat. Mochten die Deutschen auch noch eine erfüllte Zukunft vor sich haben, so wurzelte ihre gegenwärtige Daseinsverfehlung doch in ungeklärter Vergangenheit. Als tiefster Ursprung der deutschen Frage drängte sich Wagner immer deutlicher ein schicksalhaftes Grundgeschehen auf, welches sich trefflich als »Pseudomorphose« im Sinne Oswald Spenglers begreifen läßt: als Überformung der jungen und noch nicht zu sich selbst gekommenen deutschen Kultur durch die Macht der alten römischen Zivilisation, die jene nicht zur Entfaltung ihres Eigensinns gelangen ließ. War bereits die germanische Vorgeschichte der Deutschen an Rom ausgerichtet, so stand auch die deutsche Geschichte selbst von Anbeginn im Zeichen einer Überfremdung durch das römische Reichsprinzip. In der Tat war das »Heilige Römische Reich Deutscher Nation« kein wesenhaft deutsches Reich; auf der Idee der »translatio imperii« beruhend, verstand es sich stets als Fortsetzung des »Imperium Romanum«. Und wenn es sich als »Sacrum Romanum Imperium« überdies den Anspruch des karolingischen Reiches zu eigen machte, eine christliche Universalmonarchie zu schaffen, so war doch die geistliche Macht des Papstes ebenso römisch wie die weltliche Macht des Kaisers. Entsprechend konnte die imperialistisch ausgreifende und theokratisch überforderte Reichspolitik des Mittelalters weder eine politische Einigung der Deutschen zur Nation vorbereiten, noch den kulturellen Eigenwert des Deutschtums entfalten.

Folgerichtig ließ Wagner die deutsche Wesensgeschichte mit der Reformation beginnen, denn erst Luthers Überwindung des römischen Herrschaftsdenkens von Papst und Kaiser befreite den Reichsgedanken für die freundliche Übernahme durch ein deutsches Heilsdenken, welches in der kunstreligiösen Regeneration eines römisch-katholisch zugrunde gerichteten Christentums seine vornehmste Aufgabe sähe. Gleichwohl bedeutete die mittelalterliche Reichsgeschichte keine bloß zufällige geschichtliche Fehlentwicklung Deutschlands, sondern eine heilsgeschichtlich notwendige Durchgangsphase zu seiner künftigen Selbstfindung und Wesenserfüllung. Es lag ein tiefer dialektischer Sinn darin, daß die »Deutsche Nation« erstmals im »Heiligen Römischen Reich« in Erscheinung getreten war, denn nur aufgrund dieser Selbstentäußerung an eine undeutsche Reichsidee konnte endlich auch eine wahrhaft deutsche Reichsidee zum Vorschein kommen, zu deren – vorerst einsamer – Stellvertretung Wagner sich berufen fühlte.

In seinem Jahrhundert erkannte Wagner den »Mangel an Nationalität« der Deutschen aber nicht nur in »römischen« Herrschaftsphantasien, sondern auch in »französischen« Revolutionsbestrebungen. Nach der Desillusionierung seines eigenen revolutionären Enthusiasmus bot Wagner der radikale Jakobinismus nur mehr ein Schreckbild, da hier ein revolutionärer Wille zur Macht in Ermangelung jedes höheren Zwecks in

»Nach dem gänzlichen Verfalle des deutschen Wesens, nach dem fast gänzlichen Erlöschen der deutschen Nation infolge der unbeschreiblichen Verheerungen des dreißigjährigen Krieges, war es diese innerlichst heimische Welt, aus welcher der deutsche Geist wiedergeboren ward. Deutsche Dichtkunst, deutsche Musik, deutsche Philosophie sind heutzutage hochgeachtet von allen Völkern der Welt: in der Sehnsucht nach ›deutscher Herrlichkeit‹ kann sich der Deutsche aber gewöhnlich noch nichts anderes träumen als etwas der Wiederherstellung des römischen Kaiserreiches Ähnliches, wobei selbst dem gutmütigsten Deutschen ein unverkennbares Herrschergelüst und Verlangen nach Obergewalt über andere Völker ankommt. Er vergißt, wie nachteilig der römische Staatsgedanke bereits auf das Gedeihen der deutschen Völker gewirkt hatte … Somit ist der Deutsche nicht eroberungssüchtig, und die Begierde, über fremde Völker zu herrschen, ist undeutsch.«

Richard Wagner: »Was ist deutsch?« (1865–1878), in: *SSD*, Bd. 10.

eine sinnlose Terrorherrschaft ausgeartet war. Als politische Radikalisierung dieses revolutionären Republikanismus erlebte Wagner die »praktische Religion« des Kommunismus, welche mitnichten die »notwendige Erlösung des Menschengeschlechts« herbeiführen, sondern den »Untergang unserer Zivilisation« einleiten werde. Dabei lag in Wagners Warnung vor dem Kommunismus und seinen »falschen Propheten« mit ihren »lügnerischen Weissagungen« auch eine zukunftsweisende Lehre: Die unabgegoltenen Heilsversprechen des abgelebten Christentums können von keiner politischen Theologie, sondern nur von einer ästhetischen Religion eingelöst werden. Um den politischen Ernstfall revolutionärer Machtergreifungen und cäsaristischer Weltbemächtigungen aufzuhalten, proklamierte Wagner ebenso weitsichtig wie verwegen den ästhetischen Ausnahmezustand einer kathartischen Weltentrückung, denn allein durch eine kunstreligiöse Neugeburt des Menschen ließen sich zerstörerische Kräfte, wie sie bereits in den Revolutionskriegen entfesselt wurden, künftig bannen, wobei gerade dem deutschen Volk »durch seine vollbrachte Reformation eine Nötigung zur Teilnahme an der Revolution erspart zu sein scheint«. Die deutsche Kunst »dem Leben selbst als prophetischen Spiegel seiner Zukunft vorzuhalten«, hielt Wagner für seinen eigenen Beitrag »zu dem Werke der Abdämmung des Meeres der Revolution in das Bette des ruhig fließenden Stromes der Menschheit.« So warb Wagner für eine kulturelle Bändigung des revolutionären wie des römischen Machtwillens, und für eine solche Sublimierungsleistung schien ihm aufgrund ihres konservativen Eigensinns wie ihres protestantischen Ernstes die deutsche Natur prädestiniert zu sein. Aber gewiß mußte die von Wagner verkündete ästhetische Religion, welche die heilig gehaltene Kunst vor ihrer profanen Kommerzialisierung zu schützen gebot, mehr und anderes sein als ein bürgerlicher Kulturprotestantismus. Was die religiöse Reformation generiert hatte, galt es durch eine ästhetische Re-generation zu vollenden, die schließlich eine »deutsche Renaissance« nach sich ziehen werde.

»Es stehen sich entschieden zwei Prinzipien hier gegenüber; die romanischen Völker, die, durch die fr. große Revolution geblendet, die Erinnerungen der alten Welt wieder wach gerufen haben, erwarten von der Republik die Glückseligkeit auf Erden; alles Üble schwindet mit der Republik, für diese auch die Anstrengung und Aufopferung. Der Deutsche dagegen macht sich kein Wahngebilde, besonnener erkennt er instinktiv, daß kein Schibboleth das Heil der Welt bringen kann; und in dem ›wenn mein König befiehlt, gehorche ich‹ des preußischen Offiziers, das gewiß den Franzosen entsetzlich albern und beschränkt vorkommt, liegt ein tiefer Sinn und eine tiefe Erkenntnis, daß man über gewisse Punkte mit halb Wahnsinnigen nicht sprechen darf. Ich habe diese Illusionen alle durchgemacht und bin nun so weit gekommen, den Sinn des beschränkten Pflichtgefühls zu verstehen.«

Cosima Wagner: *Die Tagebücher,* Bd. 1, 10. Dezember 1870.

Indem Wagner den Sinn seiner »Regeneration« aus dem »lavacrum regenerationis« – dem Taufwasser – schöpfte, gab er nicht zuletzt eine Antwort auf die Frage, die sich ihm in seinen späten Jahren mit der rassischen Degenerationslehre des Grafen Arthur de Gobineau stellte. Das »Antidot«, welches Wagner dem nach Gobineau durch Rassenmischung verursachten Kulturverfall verabreichen wollte, war durchaus nicht rassischer, sondern moralischer Natur. Um dem Vordringen des modernen französischen Rassismus durch ein konservatives deutsches Christentum entgegenzuwirken, sprach Wagner sich wiederholt »zu Gunsten des Christlichen gegenüber dem Rassengedanken« aus und gab zu bedenken, »daß es auf etwas andres ankommt als auf Rassenstärke, gedenkt man des Evangeliums«. An seinem Lebensende konnte Wagner aber fast nur noch im christlichen und kaum mehr im deutschen Geist eine würdige Stellvertretung eines reinmenschlichen Universalismus erblicken: »Bei den Deutschen ist alles im Ersterben, eine traurige Einsicht für mich, der ich an die noch vorhandenen Keime mich wende. Eines ist aber sicher, die Rassen haben ausgespielt, nun kann nur noch das Blut Christi wirken.« Mit diesem Beharren auf der aller Vielfalt niedergehender Rassen übergeordneten Einheit einer erlösungsbedürftigen Menschheit errichtete Wagner ein christologisches Bollwerk gegen den in der imperialistischen Epoche heraufziehenden neuheidnischen Rassismus. Ein berühmt gewordener Ausspruch aus dem Jahre 1881 bezeugt Wagners letzten Willen, das heraufziehende barbarische Germanentum durch ein ästhetisch gerettetes Christentum aufzuhalten oder auszustechen: »Gobineau sagt, die Germanen waren die letzte Karte, welche die Natur auszuspielen hatte, Parsifal ist meine letzte Karte.«

Trotz seiner rassistischen Speerspitze hielt sich Gobineaus Denken immer noch in einem, wenn auch vagen, christlichen Horizont – diesen sollte erst der sich als »Antichrist« bekennende späte Nietzsche zerreißen. An der Frage, ob am Christentum zu retten sei, was zu retten ist, oder ob nicht vielmehr gestoßen werden solle, was fällt, mußten sich früher oder später Wagners und Nietzsches Geister scheiden. Den über alle subalternen biographischen Hintergründe erhabenen letzten Grund seines Bruchs mit Wagner hat Nietzsche selbst klar benannt: »Richard Wagner, scheinbar der Siegreichste, in Wahrheit ein morsch gewordener verzweifelter *décadent,* sank plötzlich, hilflos und zerbrochen, vor dem christlichen Kreuze nieder.« Wenn Nietzsches Dekadenzkritik auch weniger Wagner als den fran-

zösischen »Wagnerisme« trifft, der sich freimütig als Bewegung der »décadence« verstand, so war es doch wirklich das »Kreuz«, mit dem Wagner den Nihilismus eines imperialistischen und militaristischen Zeitalters zu bannen suchte, dem Nietzsche lautstark wie seinerzeit kein anderer seine Stimme lieh, sodaß diese noch in der faschistischen Epoche Gehör fand.

Während Wagner mit der welterlösenden Klage der Musik eine ethische und ästhetische Erneuerung des an einer Kriegszivilisation zugrunde gehenden Menschengeschlechts einzuläuten suchte, wollte Nietzsche durch einen artistisch erlösten Willen zur Macht eine vitale Überwindung des allzumenschlichen Menschen und sogar die physiologische Züchtung einer übermenschlichen Herrenrasse vorbereiten. Und anders als Wagner, der am Judaismus das Rassische, Barbarische und Kriegerische anprangerte, welches den römischen Katholizismus so tiefgreifend korrumpiert habe, daß er seine Hoffnung nur mehr auf ein mystisch gereinigtes Christentum setzen konnte, nahm Nietzsche in seiner amoralischen Perspektive jenseits von Gut und Böse vielmehr den Universalismus, Humanitarismus und Pazifismus als das fatale jüdische Erbe des Christentums ins Visier. Erbittert attackierte Nietzsche die Hohenpriester des alten Israel als Erfinder des schlechten Gewissens und bürdete den Juden als dem »verhängnisvollsten Volk der Weltgeschichte« die Schuld für den »Sklaven-Aufstand in der Moral« und für die lebensfeindliche »Gesamt-Entartung des Menschen« überhaupt auf. Dabei richtete sich seine Herrenmoral nicht selektiv antisemitisch gegen die Juden; weitaus radikaler bestimmte sie schlechthin alle durch die jüdisch-christliche Zivilisation Entarteten zur physischen Vernichtung. Indem der selbsternannte »Vernichter par excellence« die mitleidslose Herausschneidung des entarteten Teils forderte und seine »Partei des Lebens« damit beauftragte, »die Menschheit als Ganzes zu züchten« und »unerbittlich mit allem Entarteten und Parasitischen ein Ende« zu machen, wies der gegen Wagners und Schopenhauers »passiven Nihilismus« ins Feld geführte »aktive Nihilismus« Nietzsches direkt auf jene »Revolution des Nihilismus« voraus, als welche Hermann Rauschning die nationalsozialistische Revolution titulieren sollte.

Wenn der tiefste Sinn von Nietzsches Zusammenbruch darin beschlossen liegt, daß er an der grausamen Konsequenz seines eigenen Denkens zerbrach, dann läßt sich die letzte Bedeutung der Wagnerschen Regenerationslehre darin erblicken, daß sie dieser selbstzerstörerischen Tendenz des modernen Menschen in einer entgötterten Welt Einhalt gebieten wollte, indem sie deutschchristlich und kulturpazifistisch die Einheit nicht nur alles Menschlichen, sondern alles Lebendigen überhaupt anmahnte. Anders jedoch als im Falle des nahezu gleichaltrigen Gobineau konnte Wagner mit dem jüngeren Nietzsche, der erst nach Wagners Tod die abgründigen Kräfte seines eigenen Denkens erfuhr und entfesselte, keine Auseinandersetzung mehr führen. So behielt die überreizte Polemik »Nietzsche contra Wagner« das letzte Wort, und Wagners »letzte Karte« kam nicht zum Einsatz.

Am Ende wird man Wagner als einen gescheiterten »Aufhalter« des »Antichrist« deuten dürfen. In dem von politischen Heilserwartungen verblendeten 20. Jahrhundert brachte Carl Schmitt die Figur des Aufhalters – welcher seit Tertullian und Hippolyt mit dem Römischen Reich identifiziert wurde und einer bis ins hohe Mittelalter wirkenden Reichstheologie den Aufschub der Endzeit zu gewährleisten schien – als einen »heilsgeschichtlichen Halt« in Erinnerung, der die »geschichtliche Idee von Europa vor der Verzweiflung bewahrte«. Wagner freilich bot gerade nicht das Römische Reich, geschweige denn dessen französische oder preußische Reichsnachfolger, sondern allein die deutsche Kunst einen solchen Halt. Demgemäß lauten Hans Sachsens berühmte Schlußworte aus den *Meistersingern von Nürnberg:* »Zerging in Dunst das heil'ge röm'sche Reich, uns bliebe gleich die heil'ge deutsche Kunst!« Wagners inneres Reich wollte »nicht von dieser Welt« sein, sondern als ein geheimes Deutschland den verhängnisvollen Tendenzen des Fin de siècle widerstehen. Dennoch zeugt Wagners späte kunstreligiöse Weltabkehr nicht einfach von elitärem Ästhetizismus oder esoterischem Gnostizismus. Letztlich stand seine innere Sammlung im Dienste einer erneuten Weltzuwendung, die sich im Zeichen einer wahrhaft deutschen Regeneration ohne preußische Disziplin und völkische Schranken vollziehen würde. Dieses Wagnersche Vermächtnis war eine Flaschenpost, für die sich kein Empfänger fand.

Literaturhinweise:

Thomas Mann: *Wagner und unsere Zeit,* Frankfurt a.M. 1983; sowie: *Betrachtungen eines Unpolitischen,* Frankfurt a.M. 1983;

Ernst Niekisch: *Deutsche Daseinsverfehlung,* Koblenz 1990 (1946);

Constantin Frantz: *Die Wiederherstellung Deutschlands,* Berlin 1865;

Universalstaat oder Nationalstaat. Macht und Ende des Ersten deutschen Reiches. Die Streitschriften von Heinrich v. Sybel und Julius Ficker zur deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters, hrsg. von Friedrich Schneider, Innsbruck 1943;

Helmuth Plessner: *Die verspätete Nation,* Frankfurt a.M. 1974;

Friedrich Nietzsche: »Der Fall Wagner«; »Nietzsche contra Wagner«; »Jenseits von Gut und Böse«; »Der Antichrist«; »Nachgelassene Fragmente«, in: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe,* hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1999, Bd. 5, 6, 13;

Hermann Rauschning: *Revolution des Nihilismus,* Zürich/New York 1938;

Carl Schmitt: *Ex Captivitate Salus,* Berlin 2002; sowie: *Glossarium,* Berlin 1991.

Im Rausch der Illusion – Wagner und Nietzsche

von Frank Lisson

Wer weiß, was das »Dionysische« ist? Zumal als »Konservativer«? Vielleicht glaubt man es zu wissen und verwechselt doch nur den bequemen Rausch mit der existentiellen Erfahrung und die Lektüre eines Hausgottes wie Ernst Jünger mit dem, was dieser selber erlebt hat. Solche Mißverständnisse bilden häufig die Grundlage von Verbindungen, und spät zeigt sich schmerzlich, daß mit demselben Wort und unter der gleichen Sache etwas je anderes verstanden wurde. Denn die Naturen und Herangehensweisen sind verschieden.

So war es auch bei Wagner und Nietzsche. Deren unterschiedlicher Umgang mit der Illusion ließ diese beiden grundverschiedenen Charaktere schließlich aneinander scheitern – und auch mit diesem Scheitern unterschiedlich umgehen. Während nämlich Nietzsche die menschliche Enttäuschung, die er durch Wagner erlitt, nie ganz überwand und sie besonders in seiner letzten Schaffensperiode wieder hervorhob, war für Wagner der »Fall Nietzsche« kaum je mehr als eine Episode gewesen. Das lag freilich vor allem daran, daß Nietzsche Wagner von Anfang an zu ernst genommen hatte und deshalb weniger von Wagner als vielmehr von sich selbst enttäuscht sein mußte, während Wagner – und auch Cosima – in Nietzsche bloß einen abtrünnigen, ehemaligen Freund des Hauses sahen, dessen Verlust angesichts der illustren Anhängerschaft kaum ins Gewicht fiel.

Es ist freilich nicht so, daß Nietzsche, wie er später in *Ecce homo* behauptete, mit dem ersten Klavierauszug einer Wagner-Oper, den er zu Gesicht bekam, sogleich Wagnerianer geworden wäre. Erst das philosophische Erweckungserlebnis, das die Lektüre Schopenhauers in ihm auslöste und das vor allem darin bestand, endlich auf eine »verwandte Seele« gestoßen zu sein, eröffnete ihm auch den Zugang zu Wagner. Denn Wagner, selber ein glühender Anhänger der pessimistischen Lehre Schopenhauers, verfolgte mit seiner konzeptionellen Kunst die gleichen Ziele, die der junge Nietzsche in der Philosophie anstrebte: das Leben zu ästhetisieren. Weil das Dasein nur dann zu ertragen und gegen die Macht des Willens zu behaupten sei, wenn ihm der Schleier der Illusion oder des Wahns umgeworfen werde, bedürfe es einer Kunst, die gezielt eben dazu verführe. Eine solche Kunst sei in der Antike die attische Tragödie gewesen – und sollte fürderhin das Gesamtkunstwerk Richard Wagners werden.

Als der junge Philologie-Professor nach einer Reihe von Aufsätzen und Vorträgen zur Erläuterung dieser Absicht 1872 sein ästhetisches Manifest *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* vorlegte, das demonstrativ ein Vorwort an Richard Wagner enthielt, zog er sich zwar den Tadel seiner Zunftkollegen zu, erntete aber – wie erwartet und beabsichtigt – bei Wagner höchste Anerkennung. Zu diesem Zeitpunkt erreichte die seit 1869 bestehende Freundschaft ihren Höhepunkt, und Wagner schrieb geschmeichelt und enthusiastisch an seinen jungen Verehrer: »Schöneres als Ihr Buch habe ich noch nichts gelesen!« Und ein Jahr spä-

»Lesern meiner früheren Schriften will ich ausdrücklich erklären, daß ich die metaphysisch-künstlerischen Ansichten, welche jene im Wesentlichen beherrschen, aufgegeben habe: sie sind angenehm, aber unhaltbar. Wer sich frühzeitig erlaubt öffentlich zu sprechen, ist gewöhnlich gezwungen, sich bald darauf öffentlich zu widersprechen.«

Friedrich Nietzsche: »Nachgelassene Fragmente«, 1876/77.

ter: »Ich … schwöre Ihnen zu Gott zu, daß ich Sie für den einzigen halte, der weiß, was ich will.«

Doch wußte Wagner auch, was Nietzsche wollte? Dieser verstand unter dem Dionysischen die Verklärung des Daseins zum Zwecke der Selbsterhebung, ja Selbstüberhebung. Das die Grenzen zwischen Ich und Welt aufhebende Schauspiel sollte den Betrachter in einen Rausch versetzen, damit der Mensch auf individuelle Weise, aber im Sinne des »lebendigen« Mythos schöpferisch werde. Darin war aber auch das Paradox eines absichtlichen Aufgehens in der »Schönheit des Scheines« enthalten – Voraussetzung für die erhebende Wirkung der Tragödie. Nachahmung des Griechischen über Wiederbelebung der Tragödie bedeutet hier Nachahmung von Kunst und Natur, was in den Zustand der Verschmelzung des »dionysischen Rauschkünstlers« mit dem »apollinischen Traumkünstler« zurückführen sollte, den Nietzsche in der attischen Tragödie verwirklicht sah. Allein durch die erneute Zusammenfügung beider Zustände, des alten, gewissermaßen »naiven«, wie Nietzsche in Anlehnung an Schiller formuliert, mit dem modernen, gewissermaßen »sentimentalischen« im neuen, von Wagner begründeten Gesamtkunstwerk könne die Zerstükkelung aufgehoben werden und zu einem »Wiedervereinigungsfeste der griechischen Künste« führen, wodurch der Mensch wieder »als ganzer Mensch zu genießen« lerne. Denn: »alles Unfrei, alles Isolirte der einzelnen Künste ist mit ihm überwunden.«

Die Rückkehr von Rom – Szene aus dem Tannhäuser, *Buch-Illustration von Willy Pogány, 1911*

Der Enthusiasmus dieses Verlangens versetzte Nietzsche selber in jenen Rausch, den er vom neuen Musikdrama erwartete. Er gab sich dem Wagnerschen Werk hin und spielte sogar mit dem Gedanken, seine berufliche Laufbahn aufzugeben, um als Propagandist Wagners durch die Lande zu ziehen. Doch bestanden der Sinn und die Funktion eines solchen Rausches für Nietzsche eben darin, sich radikal selber zu verändern, also gewandelt und »wahrhaftiger« aus diesem Rausch hervorzugehen. Jener unbedingte Wille zum Wandel legt den Verdacht nahe, daß Nietzsches späterer Kampf gegen Wagner auch ein Kampf gegen gewisse Tendenzen seines eigenen früheren Philosophierens war. Denn eine Erneuerung der als festgefahren empfundenen europäischen Kultur konnte laut Nietzsche nur durch eine Art »dionysischen Sturz« zurück hinter die alten christlich-abendländischen Wertvorstellungen gelingen. – Und genau hier beginnt die Differenz zu Wagner: Nietzsche erkannte früh, lange bevor er Zeuge der ersten Bayreuther Festspiele (1876) wurde, nämlich bereits unmittelbar nach Erscheinen der *Geburt der Tragödie,* daß Wagner ihm im wesentlichen, mitthin im Philosophischen weder folgen konnte noch wollte. Fortan meinte Nietzsche, die Kunst Wagners als Affektmalerei zu durchschauen, in der es vor allem darum ginge, die Nerven zu reizen, um dem modernen Publikum zu geben, wonach es verlangte.

Während Wagner dem Pessimismus Schopenhauers als Aufruf zur Willensverneinung mit dem Ziel der Erlösung vom Willen verschrieben blieb, verlangte Nietzsche zunehmend nach einem »Pessimismus der Stärke«, der ein Pessimismus aus Stärke, also ein Pessimismus aus jener Furchtlosigkeit sei, den Wahrheiten der Dinge ins Gesicht zu blicken. Dazu forderte Nietzsche von sich selbst den Eintritt in ein »heroisch-philosophisches Leben«, was bedeutet, aller religiösen oder philosophischen Dogmatik radikal zu entsagen, um sich freiwillig dem »Leiden der Wahrhaftigkeit« auszusetzen. Der Nachlaß von 1874 gibt darüber Aufschluß, wie sehr Nietzsche das Ideal der praktizierten, antiken, vorakademischen Philosophie anstrebte, wie sie zeitlebens sein großes Vorbild blieb und welche Opfer er dafür zu bringen bereit war: »Das freiwillige Leiden der Wahrhaftigkeit, die persönlichen Verletzungen auf uns nehmen. … Worin

»Was sich damals bei mir entschied, war nicht etwa ein Bruch mit Wagner – ich empfand eine Gesamt-Abirrung meines Instinkts, von der der einzelne Fehlgriff, heisse er nun Wagner oder Basler Professur, bloß ein Zeichen war. Eine Ungeduld mit mir überfiel mich; ich sah ein, dass es höchste Zeit war, mich auf mich zurückzubesinnen.«

Friedrich Nietzsche: *Ecce homo. Wie man wird, was man ist,* 1888.

bestehen die Leiden der Wahrhaftigkeit? Man vernichtet sein Erdenglück. Man muss den Menschen, die man liebt, feindlich sein. Man muss die Institutionen, an die man durch Sympathie geknüpft ist, enthüllen und preisgeben.« Doch geht es hier freilich nicht um den bloßen, selbstgefälligen Opferkult, der durch die Entsagung irdischer Dinge mentales Glück verheißt, sondern gerade um das Gegenteil: Das Leiden an der Wahrhaftigkeit ergibt sich notwendig aus intellektueller Redlichkeit, solange der bequeme Mensch in den Wahn der Religionen – und sei es auch die der Kunst – flieht, um eben dadurch vor den Abgründen der Wahrheit geschützt zu sein.

Doch niemand war sich über die lebenserhaltende Funktion des Wahns und der Illusion deutlicher im klaren als Nietzsche selbst. Denn wer »zufrieden« sein und menschengemäß, also politisch oder sonst gesellschaftsrelevant leben und handeln will, muß sich zur Illusion bekennen, muß sich täuschen lassen und auf die Konsequenzen der Erkenntnis verzichten. Die Überwindung des Pessimismus ist also verbunden mit der Preisgabe des Absolutheitsanspruchs philosophischen Erkennens.

Damit hat Nietzsche den entscheidenden, mutig-verwegenen Schritt vollzogen, ohne den sein späteres Werk nicht zustande gekommen wäre. Von nun an ahnte er, daß ihn ein Leben in absoluter Einsamkeit erwartete und daß es nur sehr wenige Menschen geben würde, die begreifen wollten, warum dieser Schritt erforderlich war und was durch den damit verbundenen Verlust zu gewinnen wäre.

Tatsächlich verlor Nietzsche nach Erscheinen von *Menschliches, Allzumenschliches* (1878), das nunmehr demonstrativ Voltaire gewidmet war, die meisten seiner Leser, die er der bisherigen geistigen Nähe zu Wagner verdankte. Denn in dem neuen Buch wandelte sich Nietzsche vom schwärmerischen zum radikal skeptischen, waghalsigen Denker und begann genaugenommen erst jetzt, unzeitgemäß zu sein. Beim »Denken ohne Geländer« ging er das Wagnis des Erkennenden ein, das von Giordano Bruno bis zu Hannah Arendt in keiner Gesellschaft je willkommen war – auch im Hause Wagner nicht. Cosima, der Herzensfreundin, mißfiel sogleich das »Freigeistige« dieser Schrift, das sie als »zersetzend« empfand und auf den Einfluß Paul Rées zurückführte, auf den Sieg »Judäas« über »Germania«. Das große Ereignis erhoffter Seelenverwandtschaft hatte sich für Nietzsche nach der Trennung von Wagner ebenfalls als Illusion erwiesen. Der Philosoph blieb allein. Auch jeder künftige Versuch, den ersehnten Geistesfreund zu finden, sollte scheitern.

Wagner war eitel, klug und selbstsüchtig genug, Nietzsche nicht auf dem geistesaristokratischen, einsam-heroischen, jedenfalls konsequent-philosophischen Weg zu folgen, dessen Ethos es verbietet, aus persönlichen Rücksichten gedankliche Widersprüche oder Ungereimtheiten zum Schutze der jeweiligen Weltanschauung hinzunehmen. Wagner ging also gewissermaßen den umgekehrten Weg, indem er sich seinen Schopenhauer erst nihilistisch und dann christlich auslegte, um schließlich, im Alter, einem neuen modischen Wahn zu verfallen, nämlich dem, daß der Mensch, der in Urzeiten als Vegetarier friedlich und gut gewesen sei und erst durch den »Sündenfall« des Fleischverzehrs jene verhängnisvolle Entwicklung genommen habe, die ihn daran hindere, bestimmte Sozialutopien zu verwirklichen; schließlich hält Wagner sogar Löwen und Tiger für entartete Pflanzenfresser und endet als Apostel einer Menschheitsrettungsvision, die sich am besten in arischen Vegetarier-Kolonien jenseits Europas verwirklichen lasse.

Viel weiter hätte sich das musikalische Genie vom Philosophen kaum entfernen können. Wagner suchte über den Wahn, über die Kunst nach »Erlösung«, also nach Gewißheit, während für Nietzsche die Illusion nur ein Mittel zur Erkenntnis und zur Loslösung blieb. »Der Gott des schönen Scheins muß zugleich der Gott der wahren Erkenntniß sein.« Damit ist gesagt: erkenne den Schein als Schein, um dich an dem zu erhöhen und zu stärken, was er verbirgt; und sei es das Scheußlichste. Solchen Naturen ist der Wille zur Wahrhaftigkeit ein Tanz der Gedanken, ja des Denkens selbst und damit etwas Orgiastisches. »Der Ekel am Weiterleben wird als Mittel zum Schaffen empfunden«. – In eben dieser Ambivalenz aus Trost durch den Schein bei gleichzeitigem Verlangen nach Wahrhaftigkeit besteht für den dionysischen Menschen im Sinne Nietzsches das höchste Glück einer leidenschaftlich freigeistigen Existenz.

Literaturhinweise:

Friedrich Nietzsche: *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik,* Leipzig 1872;

Basler nachgelassene Schriften 1870–1873: »Das griechische Musikdrama, Socrates und die Tragödie«; »Die dionysische Weltanschauung«; »Die Geburt des tragischen Gedankens«; »Sokrates und die griechische Tragödie«; allesamt in: ders.: *Kritische Studienausgabe* 1, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1988;

Ecce homo, in: *Kritische Studienausgabe* 6;

Nachlaß 1869–1874,;

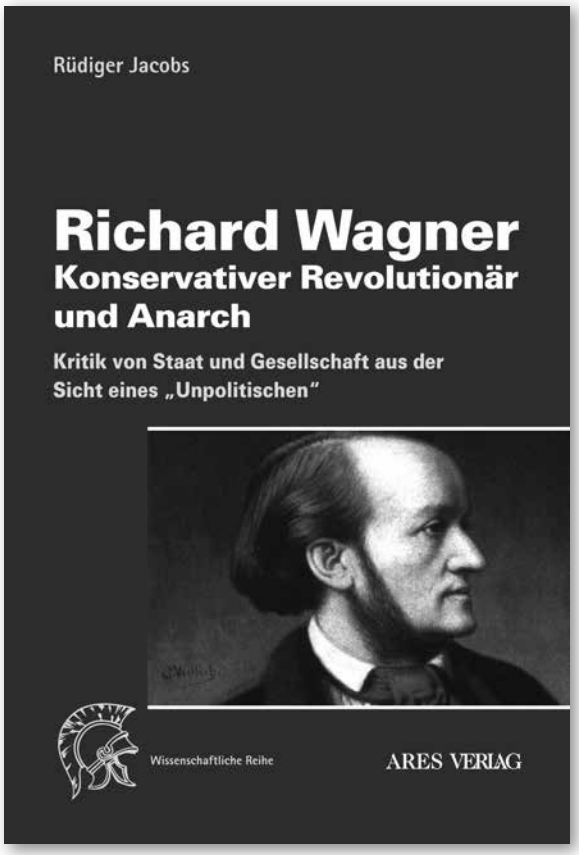
Kritische Studienausgabe 7;

Nachlaß 1875–1879,;

Kritische Studienausgabe 8;

Richard Wagner: »Religion und Kunst«, in: ders.: *Sämtliche Schriften und Dichtungen* X, Leipzig 1911.

AUS UNSEREM PROGRAMM



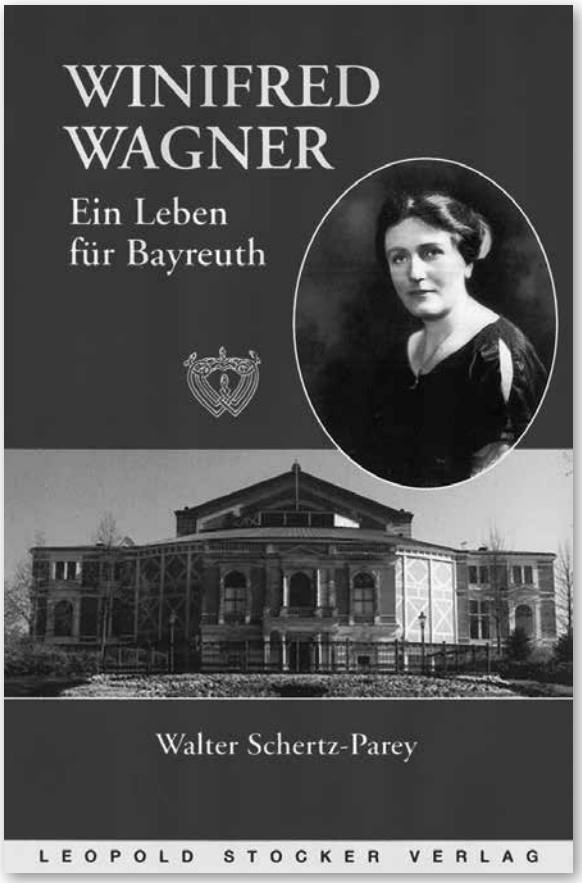
ISBN 978-3-902732-17-0
Rüdiger Jacobs

RICHARD WAGNER
Konservativer Revolutionär und Anarch

336 Seiten, brosch.

€ 29,90

Richard Wagner darf, wie seine zahlreichen Auseinandersetzungen mit dem Zeitgeschehen beweisen, keinesfalls nur als Komponist betrachtet werden darf; er war auch ein revolutionärer Schriftsteller, dessen Überlegungen ins Überpolitische weisen. Seine Gedankengänge lassen ihn als einen Konservativen Revolutionär und Anarchen erkennen, der zu einer neuen (anarchischen) Weltordnung beitragen wollte. Anders als die bisherigen Ansätze will die vorliegende Arbeit neue Impulse für die Auseinandersetzung mit dem (un-)politischen, aber doch revolutionären Gehalt der Schriften Wagners vermitteln.



ISBN 978-3-7020-0858-1
Walter Schertz-Parey

WINIFRED WAGNER
Ein Leben für Bayreuth

298 Seiten, zahlr. S/W-Fotos, Ln.

Jetzt nur € 7,95, vormals € 19,90

Nur direkt über die Versandbuchhandlung BÜCHERQUELLE erhältlich

Richard Wagners Schwiegertochter Winifred leitete die Bayreuther Festspiele von 1931 bis 1944 ganz im Geist des Komponisten. Nach dem Krieg wurde sie wegen ihrer engen Freundschaft zu Adolf Hitler immer wieder heftig angegriffen. Dieses Buch kann gestützt auf bisher unzugängliche Privatarchive alle Verleumdungen widerlegen und bemüht sich, ein faires Bild vom Wirken dieser großen Dame unseres Kulturlebens zu zeichnen. Mit zahlreichen bisher unveröffentlichten Fotos!

ARES VERLAG
www.ares-verlag.com

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder gleich direkt im Versand über:
„Bücherquelle" Buchhandlungsgesellschaft m.b.H.
A-8011 Graz, Hofgasse 5, Tel.: +43/316/821636, Fax: +43/316/835612,
E-Mail: office@buecherquelle.at oder in Ihrer Buchandlung

Wie Frauen in der Sprache (wieder) unsichtbar werden

von Werner Sohn

Die feministische Kritik und die aus ihr erwachsenen Anstrengungen, durch Verwaltungsvorschriften und privatsprachliche Konstrukte einen Umbau der Sprache zu erzwingen, beruhen sprachphilosophisch gesehen weitgehend darauf, Genus und Sexus nicht trennen zu wollen. Angesichts des gewaltigen Bedarfs an grammatischer Geschlechtszuweisung, die uns die anscheinend grenzenlos expandierende Ding- und Geisteswelt auch als Deutschsprachler abverlangt, spielt der Sexus nur eine untergeordnete Rolle. Niemand würde beim Geschlechtsartikel eines Vogels auf ein natürliches Geschlecht schließen; niemand würde das generische Femininum der Pluralbildung als matriarchales Relikt denunzieren, und keiner scheint anzunehmen, die Beugungskategorien Wesfall (Genitiv) und Wemfall (Dativ) benachteiligten Frauen durch Rückgriff auf die »männliche« Form. Oder doch? Man kann nicht wissen, was der Sprachfeminismus im geschützten akademischen Milieu (und der Entfaltung und Vertiefung des eigenen Denkparadigmas verpflichtet) noch ersinnen mag. Auch ihm selbst mag das Ende seines Weges im dunkeln liegen. Wir werden Beispiele hierzu anführen.

1. Die Paarformen

Das strategische Ziel, das zum Stein des emanzipatorischen Anstoßes erklärte generische Maskulinum aus dem Sprachgebrauch zu entfernen, scheint am ehesten durch Paarformen erreichbar. Sie stehen fast allen Sprechern zur Verfügung, lassen sich mechanisch einüben und durch Verwaltungsvorschriften im Behördendeutsch erzwingen. Bei der Gestaltung von Formularen und Verfügungen oder etwa der Überprüfung von Forschungsprojektanträgen und akademischen Qualifizierungsarbeiten können dabei auch solche Personen Kontrollfunktionen ausüben, die ansonsten nichts von der Sache selbst verstehen. Politiker und öffentlich Sprechende vermögen ohne weiteres, die strikte Paarformbildung in ihre Rhetorikschulung einzubeziehen. Auch bei längeren Aufzählungen sind Ermüdungserscheinungen des eingewöhnten Hörers nicht zu erwarten. Kleinere Lapsus (wie »Mitgliederinnen«) werden mit demonstrativem Humor genommen. Man gibt sich locker. Auch genderbetonte Sprachwächter pflegen gelassen einzuräumen, die nebenstehende Formulierung nicht eben gut lesbar finden zu wollen.

Gute Lesbarkeit gilt freilich als Sekundärtugend eines Textes. Es geht um Höheres: die Sichtbarkeit von Frauen. Viele Gendersprachler/-innen und Freund(inn)e(n) von Klammerungen haben allerdings nicht begriffen, daß damit keine beliebigen Ausgestaltungen gemeint sind. Verkürzungen auf Kosten des Femininums, das auf eine Endung reduziert wird, aber auch das in Parenthese gesetzte Suffix konterkarieren die ursprüngliche Intention. Frauen werden damit zwar ausdrücklich angesprochen, jedoch als minder wichtig markiert.

»Der Kantonstierarzt beziehungsweise die Kantonstierärztin und der leitende Tierarzt beziehungsweise die leitende Tierärztin können auch die Funktion eines Fleischinspektors beziehungsweise einer Fleischinspektorin ausüben, der Kantonstierarzt beziehungsweise die Kantonstierärztin, der leitende Tierarzt beziehungsweise die leitende Tierärztin und der Fleischinspektor beziehungsweise die Fleischinspektorin die eines Fleischkontrolleurs beziehungsweise die einer Fleischkontrolleurin.«

zitiert nach Arthur Brühlmeier: »Sprachfeminismus in der Sackgasse«, in: *Deutsche Sprachwelt* 36, S. 3–6.

»Terror Watch«, 23 × 30 cm (2002)
pencil and watercolour on paper
Courtesy Zeno X Gallery Antwerp

Szenen des Totalitarismus: Michaël Borremans zum Fünfzigsten

von Benjamin Jahn Zschocke

Die Doktrin hat jederzeit präsent zu sein. »Watch it!!« befiehlt die Lehrerin vor dem Modell eines monumentalen Internierungslagers und macht einen Haken auf der Liste. Die Mienen der Schülerinnen in Michaël Borremans' Werk »Terror Watch« oszillieren zwischen Langeweile, Agonie und Anflügen echter Betroffenheit. Sie stehen nicht zum erstenmal hier, man sieht es sofort. Der Betrachter wird Zeuge des täglichen Gangs zur zivilreligiösen Mahn- und Bußstätte. Am oberen Bildrand wird der Schriftzug »Terror Watch« vielfach variiert, bei jedem Besuch schreibt ihn eine andere Schülerin hin. Ist eine krank, verpaßt sie nichts – die Predigt der Lehrerin ist jeden Tag die gleiche.

Und die Mahnstätte ist auch Richtstätte. Wer den emsigen Opportunismus des verordneten Apells nicht tragen will, der geht künftig an der kurzen Leine, der trägt die elektronische Fußfessel und bekommt, wie die neben der Lehrerin Aufgestellte, einen Sack über den Kopf.

»Terror Watch« ist eine der drastischsten und explizitesten Arbeiten des belgischen Malers, Graphikers und Filmemachers Michaël Borremans, der am 30. März seinen fünfzigsten Geburtstag feierte. Auf dem englischsprachigen Markt wird Borremans genau wie Neo Rauch vom dem Deutschen David Zwirner vertreten, hierzulande ist der Belgier nicht annähernd so bekannt wie sein Kollege. Während Rauchs Fünfzigster vor drei Jahren Anlaß gab zu allerhand volksfesthaften Aufläufen der deutschsprachigen Kunstkritik, bewegt sich das Presseecho bei Borremans erwartungsgemäß im Bereich der Randnotizen.

Wenn er hierzulande außerhalb der Fachliteratur Erwähnung fand, dann nur als malender Sonderling, der irgendwie düstere Sujets bediene, sonst aber der nette Typ mit Vollbart sei, der im belgischen Fernsehen auch mal mit E-Gitarre auftritt. Das Feuilleton mäandert so in schwülstigen Assoziationsketten um Borremans herum, ohne je den Punkt benennen zu können, der ihn als Künstler radikal absondert vom überwiegenden Rest seiner Kollegen. Seinem Werk haftet etwas an, das den Zugang der popkulturell geprägten Betrachter, wenn nicht ganz verstellt, so doch erheblich erschwert. Der Grund für dieses Unbehagen ist intuitiv, eher subkutan zu orten, als konkret in den Bildern vorhanden, denn nur selten wird Borremans so direkt wie in »Terror Watch«.

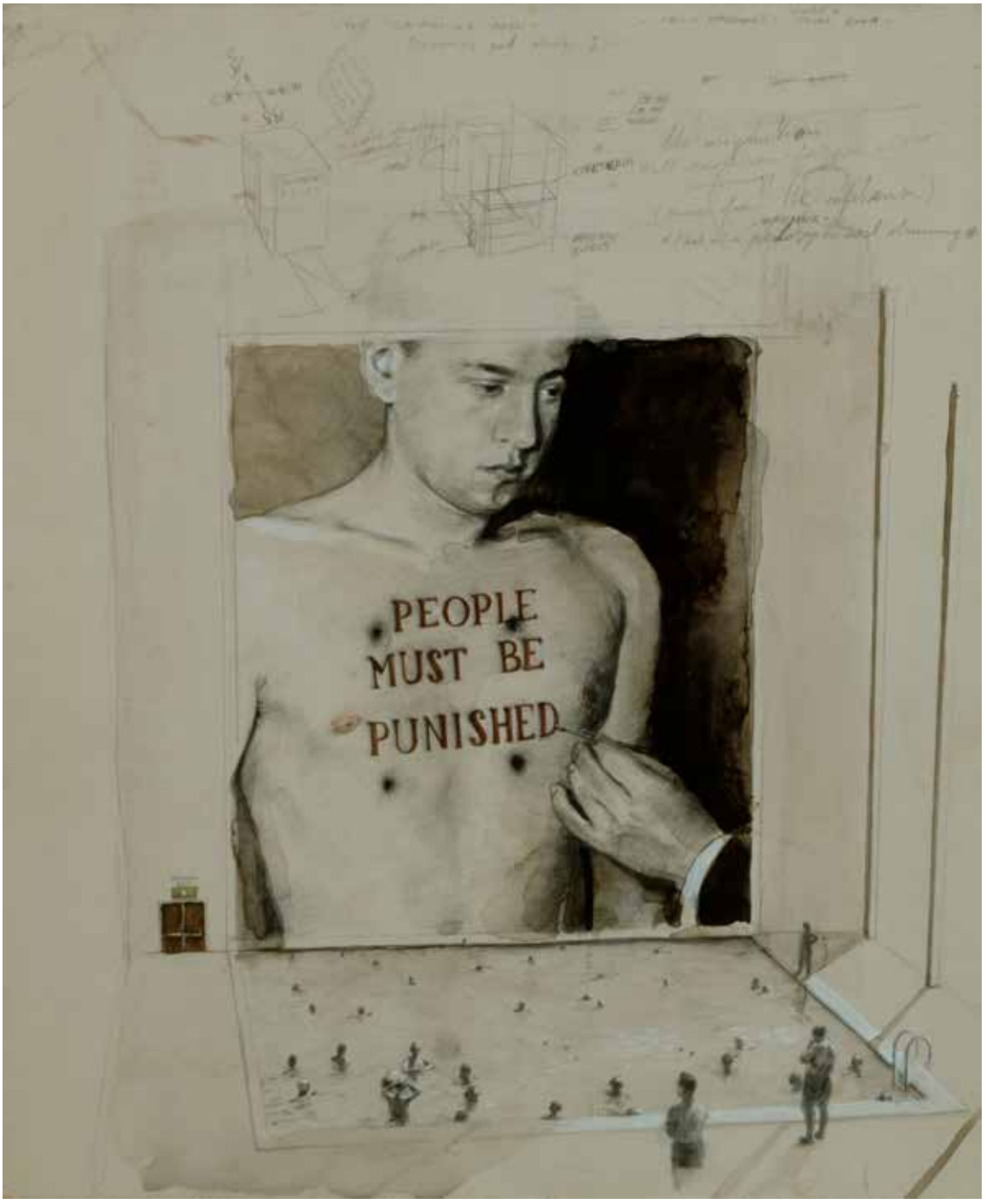
»The German I«, 15,2 × 12,8 cm (2002)
oil on wood
Courtesy Zeno X Gallery Antwerp

Am deutlichsten wird das deutsche Hadern mit Michaël Borremans in den wenigen kunsttheoretischen Annäherungen. Nahezu allen Texten ist eine den Leser anspringende Unschärfe der Beschreibung und Einordnung seiner Bildsujets gemeinsam. Zwar wird das den Bildern innewohnende Unbehagen immer rasch und treffsicher eingekreist, doch verlieren sich die Autoren dann im Diffusen, bis am Ende alles verschwimmt und nichts mehr einen Namen hat.

Auch der aktuellste Text ist ein sprechendes Beispiel dafür (Michaël Borremans: *Magnetics*. Mit einem Text von Christine Kintisch, Ostfildern: Hatje Cantz Verlag 2012). So viel Naheliegendes wird da übersehen: zum Beispiel, daß jeder Künstler auf seine Umwelt reagiert. Borremans lebt in Gent, eine Stunde entfernt von Brüssel. Seine Werke entstehen in einer Region Europas, in welcher der kritische Zuwanderungspegel überschritten ist und deren Hauptstadt die Oberaufsicht über die europäische Selbstverneinung führt. Warum ausgerechnet dieses Motivationsumfeld hier wie sonst auch konsequent übersehen, ja ausgeklammert wird, erklärt sich leicht: Borremans müßte mit Denkern gedeutet werden, die sich bereits im groben Fahndungsraster der aktuellen Zivilreligion verklemmen: Gerade Linien führen von Spenglers *Untergang des Abendlandes* und Schmitts *Politischer Theologie* ins Zentrum dieser Bilder.

»The pupils«, 70,0 × 60,0 cm (2001)
oil on canvas
Courtesy Zeno X Gallery Antwerp

»Man Looking Down at his Hand«
36,0 × 30,0 cm (2007), oil on canvas
Courtesy Zeno X Gallery Antwerp



»The Swimming Pool«, 34,0 × 28,2 cm (2001)
pencil, watercolour on cardboard

Das »The German«-Thema ist für Borremans virulent, in seinem Schaffen finden sich etliche Variationen. Selbstvergessen läßt der Deutsche mit Ingenieursblick rötliche Bläschen durch seine deutschen Hände gleiten. Entgegen der gängigen Deutungsversuche könnten die mystisch schwebenden, sich über der Spiegelplatte noch zahlenmäßig ins Unendliche multiplizierenden Blutströpfchen auch ein Symbol sein für dessen manische Beschäftigung mit seiner Schuld.

Auch Szenen des Totalitarismus zeigt Borremans häufig. Solche Zustände lassen sich nicht abbilden, ohne dem Betrachter Schmerzen zuzufügen: Die entkörperten Bürger in »The pupils« müssen sich einer Sichtweisenkorrektur unterziehen. Uniformierte Erfüllungsgehilfen sorgen dafür, daß sich alle nach der Behandlung in der Wahrnehmung ihrer Umwelt einig sind. »People must be punished« malt die Hand eines anderen Erfüllungsgehilfen auf den Körper eines jungen Mannes. Vier Einschußlöcher ordnen sich im exakten Quadrat auf seiner Brust. Borremans Graphik »The Swimming Pool« ist wie oft bei ihm ein fiktiver architektonischer Entwurf. Das Plakat ist ebensogroß wie das Schwimmbecken, also der Raum, in dem sich die Bürger aufhalten. Der Botschaft der fiktiven Planer entgeht niemand, bei jedem Schwimmzug sitzt die Angst im Nacken. Die Doktrin hat jederzeit präsent zu sein – wieder so eine Mahnstätte. *Watch it!*

2. Die grammatische Kongruenz

Eine weitere Möglichkeit, das generische Maskulinum zurückzudrängen und die Existenz des Weiblichen im Bewußtsein der Sprachgemeinschaft zu verankern, bietet ein Phänomen, das die Duden-Grammatik unter Kongruenz einordnet. Sie erlaubt es – manche meinen gar: sie gebietet es –, »Strafrichterinnen als Hoffnungsträgerinnen« zu bezeichnen (so der Titel eines Buches von Regine Drewniak aus dem Jahr 2003 in Frageform). Daß Hoffnungsträger soviel oder sowenig Männlichkeit an sich haben wie Hosenträger oder Flugzeugträger spielt hierbei offenbar keine Rolle. Für den Gendersprachler ist jedoch Vorsicht geboten. Wenn Frauen »Hoffnungsträgerinnen« sein müssen, ist die Frage sinnlos, ob Frauen die besseren Richter seien (»Sind Frauen die besseren Richter?« – Titel eines Aufsatzes von Regine Drewniak aus dem Jahr 1991). Sie können keine Richter sein, und als Richterinnen sind sie einstweilen konkurrenzlos besser.

Eine strikt genusbezogene Nutzung der grammatischen Kongruenz erlaubt die Vervielfältigung von Ableitungsvorgängen, durch die das weibliche Geschlecht in der Sprache sichtbar gemacht werden kann – selbst wenn ein Personenbezug gar nicht gegeben ist. So bemerkt schon der Duden seit den 1950er Jahren, daß die Autoindustrie nicht nur der beste Abnehmer, sondern auch die beste Abnehmerin von Kunststoffen sei. Diese Perspektive fasziniert genderbewußte Sprachgestalter zunehmend. Immer häufiger findet man »Sponsorinnen«, »Veranstalterinnen«, »Auftraggeberinnen«, »Herausgeberinnen« u.a., hinter denen keine Frauen, sondern Firmen, Arbeitsgemeinschaften, Dienststellen und andere Einrichtungen stehen. Der Personenbezug der Suffixe -in und -innen wird damit aufgelöst. Je mehr Kongruenz dieser Art betrieben wird, um so mehr verschwinden Frauen hinter Behörden und Körperschaften. Strikt verfolgt, kann das Mädchen dann auch nur der Freund eines Jungen oder Mädchens sein und keineswegs eine Schülerin. Sofern keine Anglisierung die widersinnige Kongruenz vernebeln hilft (»girls day«, aber dennoch: das Girl), vermeiden viele diesen Begriff, der tendenziell als Herabsetzung empfunden werden soll. Das geschieht auch im Kompositum »Kopftuchmädchen«. Nach Auffassung eines Kriminologen, der dem Gebrauch solcher Ausdrücke mit dem Strafrecht begegnen möchte, handelt es sich dabei um »junge Damen, welche ihren Kopf öffentlich bedecken.« Wer die Praxis nicht kennt, mag durch die Deutsche Islamkonferenz Aufklärung erhalten, daß auch echte Mädchen ein Kopftuch tragen dürfen.

Vom rein formalistischen, geistlosen Gebrauch der Endungen -in /-innen nach femininem Genus ist der inhaltsbezogene, geistreiche, metaphorische zu unterscheiden. Solches wußten die Alten noch. So schrieb etwa der junge Hegel (freilich von seinen Mitstudenten bereits »der Alte« genannt), die Religion dürfe dem Volke nicht als »beschwerliche Hofmeisterin« erscheinen. Freude, Fröhlichkeit und Anmut galten seinem griechischen Genius jedoch als »Diener«. Und mit vollem Recht, nämlich dem des Poeten, meint Rilke, die geheimnisvolle Sappho habe »den firnen Lieblinginnen ihr Brautlied« gesungen – ein poetisches Recht, das wir im Interesse unserer Frauen und Mädchen der Antidiskriminierungsstelle und ihren immer zahlreicher werdenden Hilfs- und Bezugseinrichtungen nicht einräumen wollen.

»Das elterliche Erziehungsrecht vor Eintritt der Religionsmündigkeit umfaßt nach Art. 6 GG grundsätzlich auch die Befugnis, die Bekleidung ihrer Kinder zu bestimmen. Insofern könnten Eltern ihre Töchter vor Eintritt der Religionsmündigkeit und auch vor der Pubertät zum Tragen des Kopftuches anhalten, wenngleich das Tragen des Kopftuches nach ganz überwiegender islamischer Auffassung vor Eintritt der Pubertät religiös nicht geboten ist.«

(http://www.igd-online.de/kopftuchfreiheit.html)

3. Das Binnen-I

Während fortschrittliche Germanisten in altdeutschen Texten auch Belege dafür gefunden haben wollen, daß Großbuchstaben in Wörtern durchaus im Gebrauch gewesen sein müssen, verstößt das Binnen-I gegen die seit Duden & Co. geltenden Wortbildungsregeln. Diese Innovation hat daher vor allem linksparteilich fühlende Geister, auf die das Umstürzlerische stets einen gewissen Reiz ausübt, angezogen. Auch sprachlich (noch) nachlässige Sympathisanten können durch einige eingestreute Binnen-I ihre Solidarität bekunden, denn diese Innovation hat neben dem Bekenntnis zum Regelbruch einen weiteren emblematischen Charakter: den Protest gegen die Unterdrückung der Frau durch den Mann. Manche befürchten jedoch, daß das Binnen-I auch einen phallischen Eindruck erwecken könnte.

Die bürgerliche Kritik, man könne das Binnen-I nicht sprechen, wird von den Befürwortern zu Recht zurückgewiesen. Mit etwas gutem Willen und entsprechender Übung läßt es sich – etwa durch einen Glottisschlag (auch »Knacklaut« oder »fester Stimmeinsatz« genannt) – hörbar machen. Mit dem Glottisschlag verbundene mimisch-gestische Reaktionen, wie

wir sie schon beobachten konnten und die sich möglicherweise als abwertend empfinden lassen, sind allerdings zu vermeiden. Für Antidiskriminierungsexperten schwer wiegt jedoch der Einwand, daß dem »anders Sehenden« – etwa in der Brailleschrift – das Binnen-I nicht korrekt vermittelt werden kann, ohne Mißverständnisse zu erzeugen.

4. Das Partizip Präsens

Das (substantivierte) Partizip Präsens erscheint für manche, vom gesprochenen Wort her Denkende als das Mittel der Wahl, um dem anödenden Wiederholungszwang der Paarformen zu entgehen. Auch das revoluzzerhafte Binnen-I kann als (links-)radikale Kinderkrankheit vermieden werden. Man findet diese Form des Genderdeutschen daher immer häufiger in sehr gebildeten Schichten des Volkes. Ein gewisser Dünkel ist dabei im Spiel, wenn etwa die Lehrenden ihre Studenten als Studierende ansprechen und diesen es dann überlassen, ihresgleichen mit dem unästhetischen Wort »KommilitonInnen« anzurufen. Die Ansprache an die »lieben Mitstudierenden« bietet für manche einen Ausweg. Allerdings: Frauen werden im Plural des Partizips (wieder) unsichtbar.

Auch diese Lösung verlangt einen energischen Eingriff in die Sprache, da die tradierten Bedeutungsunterschiede – etwa zwischen Lernenden und Schülern, Singenden und Sängern, Trinkenden und Trinkern, Studierenden und Studenten – bedacht werden sollten. Wie das rasche Verschwinden der Studenten zeigt, bildet eine tradierte semantische Differenzierung durchaus kein Hindernis für einen von selbstbewußten Gleichstellungsbeauftragten gestützten administrativen Willen. Sogar vor einer Umformulierung vergangener Ereignisse schrecken dabei Geschichtswissenschaft Treibende nicht zurück (vgl. etwa »Studierendenbewegung« für die Ereignisse um ’68). Geschichte ist im wesentlichen sowieso nur das, was fortschrittlich Denkende als historisches Wissen anerkennen.

Etliche Urheber von Hinweisen zur Abfassung wissenschaftlicher Hausarbeiten an deutschen Universitäten bemühen sich darum, die Verfasser in spe als Verfassende (eigentlich doch: verfaßt Habende) geschlechtlich zu neutralisieren. Den Verantwortlichen sollte eigentlich schon beim Gang in die Bäckerei ihr Konzept als ergänzungsbedürftig erscheinen. Der dort beobachtete Aushang »Bäcker/-in gesucht« wird sich kaum durch »Backende gesucht« ersetzen lassen. Immer öfter wird, vermutlich zur Vermeidung des Binnen-I, an den Universitäten von den Herausgebenden geschrieben.

5. Das Gender-Gap

Aus Sicht unserer Sprachwalter, die von der zweiten feministischen Welle geschult wurden und mit der Durchführung von Gender-Mainstreaming sich beauftragt fühlen dürfen, ist das Partizip Präsens nur dann ein akzeptables Hilfsmittel, wenn damit nicht das sogenannte Gender-Gap aus dem Blick gerät. Diesen Pseudo-Anglizismus und das damit Gemeinte haben Sprachfeministen und die Heerschar ihrer Mitläufer lange Zeit übersehen, obwohl doch manche Vorkämpfer bekennende und zunehmend Rechte einfordernde Homosexuelle sind. Ob diese vielleicht, wie manche Humanwissenschaftler vermuteten, ein eigenes Geschlecht konstituieren, konnte man aus sprachlicher Sicht auf sich beruhen lassen, solange sich Homosexuelle dem Begriffspaar weiblich-männlich klaglos fügten. Mit der Verallgemeinerung der Erkenntnis von »doing gender« als tief in die Biologie hineinwirkende soziale Konstruktionsprozesse befindet sich jedoch die tradierte »Heteronormativität« in Auflösung. Quer durch die Wissenschaften wird die Notwendigkeit erkannt, »queer« zu denken. Exemplarisch formuliert die Kriminologin Martina Althoff, »daß das statische Modell der zwei Geschlechter aufgegeben werden muß und nicht an dem Dualismus bzw. der Differenz der Geschlechter festgehalten werden kann, wenn das Konzept *doing-gender* seine Erklärungskraft nicht verlieren will.«

»Grundsätzlich sind alle Verwaltungen gefordert, als Arbeitgeberinnen und als Anbieterinnen von Dienstleistungen darauf zu achten, daß Beschäftigte wie Kund_innen nicht ungerechtfertigt benachteiligt werden.«

Antidiskriminierungsstelle des Bundes 2012

Natürliche Geschlechter gibt es demnach nicht; sie sind (sozial und sprachlich) hergestellt. Was konstruiert wurde, kann (und soll) verändert werden. Die versteinerten Geschlechtsverhältnisse müssen nur zum Tanzen gebracht werden. Allein Vielfalt und Differenzanerkennung garantieren letztlich unsere demokratische und menschliche Gleichheit. Auf dieser Grundlage fordern Queers, Trans- und Intersexuelle sowie andere Gendergruppen nicht nur rechtliche, sondern auch sprachliche Gleichberechtigung. Letztere wird nach Ansicht der Antidiskriminierungsstelle

des Bundes durch den aus der Computer- und Internetwelt gut bekannten und mit einem Pseudo-Anglizismus (Gender-Gap) benannten Unterstrich erreicht. Typographisch gesehen ist der Unterstrich keine Lücke (Spatium), sondern eine Verbindung zwischen zwei Zeichenketten. Daß sich »Trans*Personen« oder »weder*noch*«, die selbstbewußt durch Asteriske sprachlich anerkannt werden wollen, mit einem flachgelegten Binnen-I abspeisen lassen, erscheint einstweilen zweifelhaft. War der Singular im heteronormativen Genderdeutschen nur umständlich (der Kunde oder die Kundin), so ist er im multisexuellen Sprachgebrauch ausgeschlossen.

6. Sein und Schein

Wie schon bei den Binnen-I-Protagonisten, so macht sich auch bei den Unterstrich-Aktivisten der Antidiskriminierungsstelle des Bundes eine Hemmung bemerkbar, konsequent in die Struktur von zusammengesetzten Wörtern einzugreifen. Arbeitnehmer_innenvertreter_innen finden sich in ihren Broschüren nicht und selbst der Stadt Frankfurt am Main läßt man die Vorreiterrolle bei »der Entwicklung einer zielgruppenübergreifenden Diversitätspolitik«. Mithin behält das generische Maskulinum eine unterschwellige Gültigkeit. Wie Brühlmeier gezeigt hat, wird jedoch das, was er »Androgynum« nennt, vom gendersozialisierten Sprecher nur noch als markant männlich wahrgenommen. Dies geschieht um so mehr, als (beispielsweise) die Antidiskriminierungsstelle die aufgelösten Komposita (Vertreter_innen der Arbeitnehmer_innen) wieder mit dem Gender-Gap versehen müßte. Frauen können nicht mehr vermutet werden, wo sie früher – gemeinsam mit Männern und anderen Geschlechtern – selbstverständlich mitgemeint sein durften. Konnte das Binnen-I noch als (ungeschickte oder auch revoluzzerhafte) Verkürzung der Paarform verstanden werden, so markiert der Unterstrich einen eigenen Signifikanten mit offenem, vielgestaltigem Signifikat.

7. Ausblick

Die mit großem Aufwand in öffentliche und offiziöse Texte gehämmerte Binarität muß und wird fallen. Produkte wie die Richtlinien für einen sogenannten nichtsexistischen Sprachgebrauch der deutschen UNESCO-Kommission werden selber als sexistisch verstanden und (peinlich berührt, aber stiekum) zurückgezogen. Das Genderdeutsche verflacht, unabsichtlich symbolisiert durch den egalisierenden Unterstrich, dessen epidemische Ausbreitung zunächst zu erwarten ist. Um die inkriminierte Zweigeschlechtlichkeit bei den bestimmten Artikeln zu umgehen (vor der_»die Leser_in« oder »Lesende« sollten selbst staatliche Genderexperten zurückschrecken), wird die Sprache einer weiteren Entpersönlichung unterzogen. Als echt feminin (Suffix -innen) gelten nur noch die, die gar keine Personen (Frauen) sind, weil die sprachfeministisch mißbrauchte Kongruenz auch die *constructio ad sensum* vertilgt. Je intensiver die geschlechtliche Strukturierung der Sprache betrieben wird, um so weniger wird das biologische Geschlecht sichtbar.

Das soll so sein. Eigentlich gehört eine entsprechende Angabe nicht in den Personalausweis. Die Zuweisung von geschlechtsbezogenen Vornamen ist undemokratisch. Über die (wahre) sexuelle Identität, sollte es die überhaupt geben, sagen Name und äußeres Erscheinungsbild nichts aus. So konstatiert Judith Butler, führende feministische Philosophin (oder doch: »Philosoph_in«?), sie wisse eigentlich nicht so recht, was eine Frau sei. Butler und andere empfehlen den Aktivisten eine Doppelstrategie: einerseits Ansprüche zu vertreten auf Lebensbedingungen, »die so beschaffen sind, daß sie die maßgebliche Rolle von Sexualität und Gender im politischen Leben bejahen«, andererseits aber die eigenen Kategorien stets in Frage zu stellen, um herauszufinden, »in welcher Weise sie erweitert, zerstört oder umgestaltet werden müssen.« Nur provisorische Identitäten sind gute Identitäten. Mit dieser »Auflösung der Dinge« gerät die Berechtigung in Mißkredit, jemanden als »Frau« oder »Herr« anzureden, sofern diese einer solchen »Verortung« nicht ausdrücklich zugestimmt haben. Konsequent verzichtet die Antidiskriminierungsstelle der Bundesregierung auf geschlechtsbezogene Anredeformen. Frauen, die sich (noch) als solche verstehen und kraft feministischer Eingriffe in die gewachsene Sprache »sichtbar« werden wollten, werden also wieder unsichtbar. Immerhin: das haben (und hatten) sie mit den Männern, die sich noch als solche verstehen, gemeinsam.

Literaturhinweise:

Martina Althoff: »Editorial – Gender-Identitäten in Gewaltinteraktionen«, in: *Kriminologisches Journal* 43 (2011) 1, S. 2–9;

Judith Butler: *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen,* Frankfurt a.M. 2009;

Sarah Fenstermaker/Candace West (Ed.): *Doing Gender, Doing Difference. Inequality, Power, and Institutional Change,* London 2002;

Jannik Franzen/Arn Sauer: *Benachteiligung von Trans*Personen, insbesondere im Arbeitsleben,* Berlin 2011;

Norbert Fries: »Zur bleibenden Schwierigkeit des Deutschen und seiner Geschlechter«, in: Wilfried Kürschner: *Miscellanea Linguistica,* Frankfurt a.M. et al. 2011;

Catrin Heite: »Nutzer_innenforschung«, in: *Sozialwissenschaftliche Literatur-Rundschau* 1 (2006), S. 80f;

Irmela Neu-Altenheimer: *Eine Sprache für beide Geschlechter. Richtlinien für einen nichtsexistischen Sprachgebrauch,* Bonn 1993;

Werner Sohn: »Das mißverstandene Geschlecht. Wie das Genus in der deutschen Sprache den Verstand verhext«, in: *Bewährungshilfe – Soziales, Strafrecht, Kriminalpolitik* 50 (2003) 3, S. 287–294;

ders.: »Charles A. von Denkowskis ›Islamfeindlichkeit‹«, in: *Die Polizei – Fachzeitschrift für die öffentliche Sicherheit* 103 (2012) 6, S. 163–165;

ders.: »Bewährung für eine achtzehnfache Mutter«, in: Axel Dessecker/Werner Sohn (Hrsg.): *Rechtspsychologie, Kriminologie und Praxis. Festschrift für Rudolf Egg zum 65. Geburtstag,* Wiesbaden 2013;

Universität Zürich (Hrsg.): *Leitfaden zur sprachlichen Gleichbehandlung von Frau und Mann,* ⁴2006 Zürich.

Die große Erzählung

von Karlheinz Weißmann

Der erste der nebenstehenden Texte stammt von dem französischen Orientalisten, Religionswissenschaftler und politischen Theoretiker Ernest Renan, der zweite von dem italienischen Dichter Alessandro Manzoni. Es handelt sich um ungewöhnliche Zeugnisse, da man gemeinhin annimmt (und annehmen darf), daß die Befreiungskriege außerhalb Deutschlands kaum irgendeinen Widerhall gefunden haben, daß man sie selbst unter den Beteiligten als übliche militärische Operation betrachtet hat und nach den Kriterien »Sieg« oder »Niederlage« beurteilte. Tatsächlich sind Sätze wie die zitierten Ausnahmen, genauso wie die dahinter stehenden Überzeugungen. Bei den Landsleuten Renans dürfte die Anerkennung und Bewunderung des deutschen Kampfes jedenfalls kaum auf Verständnis getroffen sein. Das war allerdings einer der Gründe, warum ihn Georges Sorel, ein anderer französischer Außenseiter, zusammen mit Manzoni zitiert hat. Sorel führte beide an, um seine eigene Auffassung zu bekräftigen, daß gerade der »Deutsche in außerordentlichem Grade mit dem Erhabenen genährt worden« sei, nämlich durch die Befreiungskriege, deren »epischer« Charakter einmal die Hinwendung zur nationalen Vergangenheit bewirkt hatte, dann die Entstehung einer neuen – der romantischen – Dichtung und schließlich noch die Geburt der idealistischen Philosophie.

Es soll hier nicht um die Frage gehen, ob Sorel damit Ursache und Wirkung im einzelnen richtig bestimmt hat, entscheidend ist vielmehr, daß er den Begriff des »Epos« in seinem ursprünglichen Sinn als Erzählung von Heldentaten verstand und der Meinung war, daß die Befreiungskriege auf die Deutschen jenen Einfluß hatten, den die Ilias für die antiken Griechen besaß. Damit wertete Sorel das Epos als Äquivalent des »Mythos«, denn beider Wirkung beruht nicht auf Einsicht und Begründbarkeit, sondern auf gefühlsmäßiger Zustimmung und Begeisterung. Bekannt ist, daß Sorel unter dem Mythos ein »Schlachtengemälde« verstand, ein »ungeschiedenes Ganzes«, das im Betrachter Überzeugungen schafft, »die ähnlich den religiösen hinlänglich absolut sind, um viele der materiellen Umstände, die bei der Wahl der einzuschlagenden Richtung des Handelns gewöhnlich in Erwägung gezogen werden, vergessen zu lassen«. Natürlich nicht in jedem Betrachter, nicht in den »schwachen Seelen« und nicht im »abstrakten Menschen«, denn der eine wird im Mythos immer nur das Gefährlich-Gefährdende sehen, der andere das Irrationale, womit beide sich aber auch zu erkennen geben als die, die von den Lebensgesetzen nichts verstanden haben. Denn die Geschichte lehrt, daß ohne den »achäischen Typus«, der seine Vorbilder im Epos findet, nicht auszukommen ist, und daß kein Volk überleben kann, das die Fähigkeit verliert, über den Mythos »in sich selbst zurückzukehren«.

Sorels These von der »Ohnmacht der Worte« hätte noch vor kurzem allfällige Empörung ausgelöst. Im Namen der »ersten« oder »zweiten Aufklärung«, der Moderne, der westlichen Werte etc. wäre Protest

»Der Krieg von 1813 bis 1815 ist der einzige unseres Jahrhunderts, der etwas Episches und Erhabenes besessen hat … [er] entsprach einer ideellen Bewegung und besaß eine wahrhafte geistige Bedeutung. Ein Mann, der an diesem grandiosen Kampfe teilnahm, erzählte mir, daß er, als ihn bereits in der ersten, unter den in Schlesien versammelten Freikorps verbrachten, Nacht das Geschützfeuer aufweckte, einem unermeßlichen Gottesdienste beizuwohnen meinte.«

»Mars 1821: Dem erlauchten Andenken Theodor Körners, dem Dichter und Soldaten der germanischen Unabhängigkeit, der auf dem Leipziger Schlachtfelde gefallen ist, und dessen Name allen Völkern, die für die Verteidigung oder die Wiedereroberung ihres Vaterlandes kämpfen, teuer ist.«

laut geworden. Mittlerweile ist er verstummt, oder doch fast unhörbar. Das hat nicht nur mit dem Bedeutungsverlust der Philosophie zu tun, sondern auch mit einer unmerklichen Verschiebung der Wirklichkeitswahrnehmung, die den Menschen immer weniger als *animal rationale,* immer stärker als Funktion aller möglichen Bedingungen ansieht, die er weder verstehen noch kontrollieren kann. Ein echter anthropologischer Neuansatz entstand daraus nicht, aber so wie mittlerweile ganz selbstverständlich vorausgesetzt wird, daß unsere genetische Disposition und die unbewußten Akte entscheidende Bedeutung für unser Dasein wie unser Handeln haben, so ist längst stillschweigend anerkannt, daß unsere Vorstellungen stärker durch Bilder als durch Begriffe geprägt werden. Auch dahinter findet sich keine Theorie im genauen Sinn, aber es gibt eine Art Erklärungsmosaik, und in dessen Zentrum die Annahme, daß das Gehirn die meisten Eindrücke in einer Reihe automatisierter Prozesse umsetzt, von denen wir nichts bemerken, die aber unsere Einstellungen und Handlungen nachhaltig bestimmen. Interessanterweise wird der »Autopilot« im wesentlichen durch Bilder und Narrative geprägt, die wir wie selbstverständlich im Lauf unseres Lebens aufgenommen, mehr oder weniger verstanden, beurteilt und gemerkt haben. Unser Selbstverständnis bildet sich durch Rückgriff auf diesen Fundus, sofern er mit »stark emotional geprägten Erlebnissen« verknüpft ist: »Jeder von uns hat Hunderte bis Tausende solcher Bilder, aus denen er seine persönliche Identität zusammenstellt.« (Ernst Pöppel)

Übersehen wird allerdings häufig, daß diese Bilder nur zum Teil individuelle sind, sehr viele haben wir mit anderen gemeinsam. Insofern geht es hier auch nicht nur, und nicht einmal in erster Linie, um »persönliche«, viel stärker um »kollektive Identität«. Denn die einflußreichsten Bilder sind kulturspezifische, deren Verankerung mit unserer Erziehung und Sozialisation zu tun hat. Sie gehören zu einem Gemeinschaftsgedächtnis, dessen Erforschung in den letzten Jahren zu einer Art wissenschaftlicher Mode geworden ist. Der Hinweis auf die Konjunktur sollte aber niemanden davon abhalten, sich mit den Ergebnissen zu befassen. Der Altmeister der Richtung, Jan Assmann, hat jedenfalls früh und zu Recht darauf hingewiesen, daß historisches Bewußtsein zu den Universalien gehört. Den Menschen interessiert die Vergangenheit seit je, ganz unabhängig von irgendeiner wissenschaftlichen Historiographie; er befaßt sich mit ihr offenbar aus einem tiefen Bedürfnis, das mit Neugier nicht ausreichend erklärt werden kann, sondern mit dem Bedürfnis nach Vergewisserung zusammenhängt. Schon die Stabilität des Ich hängt entscheidend davon ab, daß ihm mitgeteilt wird, wie es war, bevor seine eigene Erinnerung ansetzt, und es muß einen Entwurf vom Verlauf seines Lebens machen, der dazu sinnvoll in Beziehung gesetzt werden kann und eine schlüssige Begründung für die Wahrnehmung der eigenen Biographie liefert; mit einem Wort Napoleons: »Une tête sans mémoire est une place sans garnison« – »Ein Kopf ohne Erinnerung ist ein Platz ohne Garnison.« Im Prinzip verhält es sich mit der Gemeinschaft nicht anders, deren Glieder darüber zu belehren sind, was mit den Ahnen war, in welchem Verhältnis die Heutigen zu ihnen stehen und welche Leitvorstellungen aufrechterhalten werden müssen, um die Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart (und Zukunft) zu gewährleisten. Gemeinsame Erinnerung, so die These Assmanns, gehört zu den wesentlichen Voraussetzung jeder »Ethnogenese«, der Volkwerdung, und jeder »Ethnostase«, dem Bestand eines Volkes. Während es in der Ethnogenese zuerst darum geht, jene Menge an Erzählungen und Bildern zu bestimmen, die es erlaubt, die Geburt des Wir festzuhalten und verständlich zu machen und es hinreichend deutlich gegenüber dem Nicht-Wir abzugrenzen, sind in der Folge Institutionen zu schaffen, die das Tradieren sicherstellen, für eine Kanonisierung der Inhalte sorgen und damit die Ethnostase ermöglichen. Es gibt dabei ein Spektrum verschiedener Konzepte, aber einen Kernbestand, der sich sowohl in primitiven wie auch in komplexen Kulturen findet. Erwähnt sei schließlich, daß das Kollektiv- wie das Individualgedächtnis Momente der »Umwidmung« kennt, und weiter ist im Lauf der Zeit ein wachsendes Maß an Rigidität bemerkbar, falls der fixierte Bestand durch Gegen-Erzählungen oder Gegen-Bilder in Frage gestellt wird.

An den Befreiungskriegen als entscheidender Bezugsgröße der deutschen Gemeinschaftserinnerung ist das von Assmann Gesagte unschwer

»Vor allem kommt es mir auf die Feststellung an, daß bis in verhältnismäßig späte Zeit hinein dieses Interesse an der Vergangenheit kein spezifisch ›historisches‹ Interesse war, sondern ein zugleich umfassenderes und konkreteres Interesse an Legitimation, Rechtfertigung, Versöhnung, Veränderung usw., und in jenen Funktionsrahmen gehört, den wir mit den Begriffen Erinnerung, Überlieferung und Identität abstecken.«

Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen,* München 1992, S. 67.

nachzuweisen. Zwar kann nicht von Ethnogenese gesprochen werden, da das deutsche Volk als Akteur schon auf dem Platz war, aber ohne Zweifel hat sich das moderne Nationalbewußtsein der Deutschen erst im Gefolge des Kampfs gegen Napoleon ausgebildet. Der nachhaltige Eindruck, den die revolutionäre Mobilisierung einerseits, die französische Besetzung andererseits, auf die Deutschen machte, erfaßte zuerst die Eliten, hat aber auch in den Massen die Vorstellung von einem gemeinsamen Schicksal aufgerufen, deren Hintergrund eine wenngleich unklare Idee gemeinsamer Herkunft und gemeinsamer Geschichte bildete. Dabei wurde die Deutung, die den Befreiungskrieg nicht als Aktion der beteiligten Monarchen oder als übliche Form eines Großkonflikts verstand, sondern als Tat der Nation, natürlich nur allmählich und gegen erhebliche Widerstände durchgesetzt. Das erklärt die Zahl der Texte, in denen sich dieser Kampf um die Interpretationshoheit niedergeschlagen hat, etwa Ludwig Uhlands Gedicht »Am 18. Oktober 1816«, das den gefallenen Theodor Körner auftreten und am dritten Jahrestag der Völkerschlacht anklagend singen läßt.

»Ihr Fürsten, seid zuerst befraget! / Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht, / An dem ihr auf den Knien laget / Und hudigtet der höhern Macht? / Wenn eure Schmach die Völker lösten, / Wenn ihre Treue sie erprobt, / So ist's an euch, nicht zu vertrösten, / Zu leisten jetzt, was ihr gelobt.«

»Ihr Völker, die ihr viel gelitten, / Vergaßt auch ihr den schwülen Tag? / Das Herrlichste, was ihr erstritten, / Wie kommt's, daß es nicht frommen mag? / Zermalmt habt ihr die fremden Horden, / Doch innen hat sich nichts gehellt, / Und Freie seid ihr nicht geworden, / Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.«

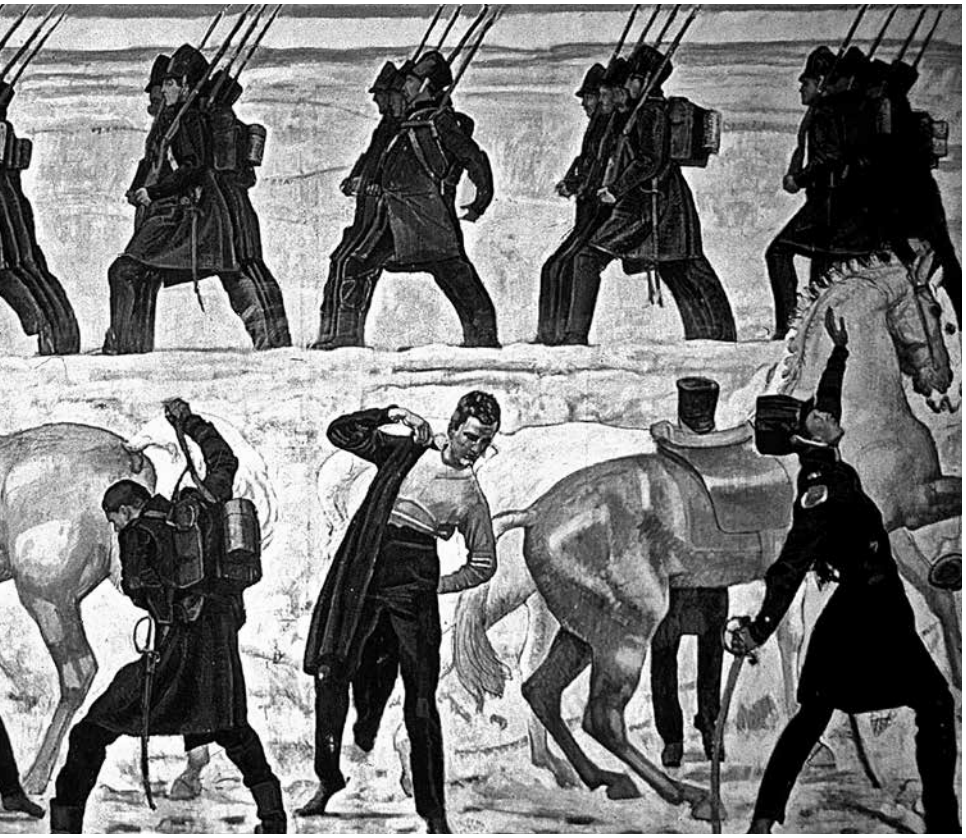
Die Bitterkeit der Verse Uhlands hatte nicht nur mit den Machtverhältnissen im Zeitalter der Restauration zu tun, sondern auch mit dem Konflikt um das richtige Verständnis der Ereignisse. Denn die wurden im Vormärz verbreitet in konservativem Sinn aufgefaßt, so daß man dementsprechend von Befreiungskriegen sprach, als sei es lediglich um einen Kampf gegen den Landesfeind gegangen, wogegen die patriotische und liberale oder demokratische Sicht zuerst nur in einer relativ kleinen, aber immer einflußreicher werdenden Gruppe eine bestimmende Rolle spielte. Daß es ihr gelang, das eigene Epos und den eigenen Mythos – um die Begriffe Sorels noch einmal zu benutzen – allmählich durchzusetzen, war aber nicht nur auf Einsatzwillen zurückzuführen oder die starke Position unter den Meinungsbildnern, sondern auch auf die Gunst der historischen Umstände und den Abstieg der Gegner, die ihre eigene Vorstellung nicht länger glaubwürdig halten konnten. Trotzdem bleibt festzuhalten, daß die Idee des Befreiungs- als Nationalkrieg bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts eine oppositionelle war, die sich selbst nach der Reichsgründung nicht vollständig durchgesetzt hatte. Die vor allem unter Großdeutschen und Deutschnationalen verbreitete Auffassung, daß 1871 gegen Frankreich erreicht wurde, was 1813 begonnen worden war, entsprach jedenfalls nicht der offiziellen Lesart. Und noch an der Säkularfeier von 1913, die mit großem Aufwand begangen wurde, konnte man eine deutliche Spaltung zwischen dem offiziell-monarchischen Verständnis – »Der König rief und alle, alle kamen« –, dem reichsnationalen – Sieg über den »Erbfeind« – und einem jungdeutschen – die »Ideen« von 1813 als Vermächtnis an die kommende Generation – wahrnehmen.

Am wirkmächtigsten hat sich überraschenderweise das jungdeutsche Verständnis erwiesen, weil es zukunftsfähig war, das heißt auch unter dramatisch veränderten Bedingungen ein plausibles Geschichtsbild gab. Das erklärt die Bedeutung für die Ikonographie und die politischen Zukunftsentwürfe nach dem Zusammenbruch von 1918, nicht nur im Bereich der Etablierten, sondern auch in der »nationalen Opposition« und dissidenten Teilen der Linken. Ein Erfolg, der noch ablesbar war am Pathos der »Weißen Rose«, das nicht zufällig an Körner erinnerte, oder der Vorstellung Stauffenbergs, man müsse auf Gneisenau zurückgreifen, aber auch in der Anlage des Kolberg-Films und der Aufbietung eines »Volks-« anstelle eines »Landsturms«.

»Man weiß heute, daß die Geschichte oft dem Mythos wieder Leben einflößt und daß die historischen Ereignisse oder eine historische Erscheinung Mythen gebären kann.«

Alain de Benoist: *L'empire intérieur*, S. 49.

Umgekehrt macht dieser Erfolg verständlich, warum nach 1945 nur die DDR (und auch die nur stark zensiert) versucht hat, sich dieser Tradition zu bedienen, während die Bundesrepublik einen seltsamen Zickzackkurs verfolgte, indem ihre Führung einerseits betonte, daß die Befrei-



Ferdinand Hodler: Aufbruch der Jenenser Studenten in den Freiheitskrieg 1813, 1908–1909, Öl auf Leinwand

ungskriege zu den wenigen unbeschädigten Beständen der nationalen Geschichte gehörten, andererseits alles tat, um den neuen Alliierten Frankreich nicht zu düpieren, jeden Verdacht eines zweiten Tauroggen abzuwehren und keinesfalls den Eindruck zu erwecken, als ob man die eigene Situation mit der Preußens nach 1806 vergleiche, – was zwangsläufig zu dem Schluß hätte führen müssen, daß man sich auch auf ein neues 1813 vorbereite. Für längere Zeit ist die Unentschiedenheit kaum aufgefallen, da gewisse Teile älterer Geschichtsbilder einfach weitergeführt wurden, so daß die Gefährdung der Ethnostase auf diesem Feld nicht ins Gewicht zu fallen schien, aber spätestens nach der Kulturrevolution von 1968 riß die Überlieferung ab.

Man darf den Utopismus der Neuen Linken nicht dahingehend mißverstehen, als ob sie verkannt hätte, wie wichtig die Kontrolle über die Geschichtsbilder der Gemeinschaft ist. Ganz im Gegenteil: zu den entscheidenden Impulsen ihrer Bewegung gehörte sicher, das bestehende durch ein alternatives Geschichtsbild zu ersetzen. Am konsequentesten nahm das Gestalt an in jenen Entwürfen, die sich bemühten, die »progressiven« Stränge im ganzen der deutschen Vergangenheit zu bündeln: von den Bauernkriegen über die Aktivitäten der Mainzer Jakobiner, die Männer des Vormärz, die Radikalen von 1848, die Arbeiterbewegung bis zu den Novemberrevolutionären, den Antifaschisten der Weimarer Zeit und dem linken Widerstand vor und nach 1945. Ein Problem war dabei aber nicht nur die Ähnlichkeit zur »Erbe-Politik« der DDR, sondern auch die größere Zimperlichkeit der Westdeutschen, die anders als die SED-Führung nie wagten, Arminius, Luther neben Müntzer, schließlich noch Friedrich den Großen, Bismarck, die konservative Opposition gegen Hitler und selbstverständlich die Befreiungskriege mit einzubeziehen. Die Folge war ein völliger Mangel an Kontinuität und ein so angestrengtes Bemühen, jeden nationalen Zungenschlag zu vermeiden, daß das Projekt in den achtziger Jahren wegen fehlender Resonanz aufgegeben werden mußte. Das konnte man natürlich nur wagen, weil keine Gefahr bestand, daß der Gegner die Geschichtspolitik übernehmen würde. Es spielte allerdings auch der Eindruck mit, als ob die gesellschaftliche Entwicklung den Bedeutungsverlust der kollektiven Erinnerung förderte und man sich gefahrlos mit der Konsumgesellschaft wie der Geschichtsverdrossenheit abfinden dürfe.

Seit dem Beginn der siebziger Jahre war in bürgerlichen Kreisen über den »Verlust der Geschichte« geklagt worden, den man wahlweise auf die Verdrängung der Historiographie durch die Gesellschaftswissenschaften

»Genauso bildet ein reichhaltiger Grundbestand gemeinsamer Erlebnisse und Erfahrungen zusammen mit dem kollektiven Erinnerungsvermögen den Grundstein jeder Gesellschaftsbildung, die Basis verbindlicher Zusammengehörigkeit, das Knochengerüst des Staatsbewußtseins; das gilt für alle Völker der Erde. Sowohl der einzelne als auch die Gesellschaft sind darauf angewiesen, wenn der Zwang zur prospektiven Bemühung und Planung, der zum Dasein gehört wie das Wasser zum Fisch, nicht entarten soll zu einer Narretei ständig wechselnder Wünsche.«

Hellmut Diwald: »Geschichtsbewußtsein und Selbstbehauptung«, in: Gerd-Klaus Kaltenbrunner (Hrsg.): *Die Zukunft der Vergangenheit,* Herderbücherei Initiative, Bd 8, Freiburg i. Br. 1975, S. 32.

oder auf den Modernisierungsprozeß oder auf die Einflußnahme der Linken zurückführte. Aber die Verteidigung blieb im allgemeinen defensiv, bezog sich bestenfalls auf die »antiideologische Wirkung der Geschichte« (Thomas Nipperdey), nicht auf die Notwendigkeit ihrer sinnstiftenden Funktion. Zu den wenigen Ausnahmen von der Regel gehörte der Historiker Hellmut Diwald, der schon 1975 klarstellte, daß »ohne Geschichtsbewußtsein unser Lebensboden verkarstet«. Was Diwald vor Augen stand, wenn er »Mut zur Geschichte« forderte, war in erster Linie die Bereitschaft, sich neu und vertieft mit der eigenen Nationalgeschichte zu befassen, sie in ihrem Reichtum zur Kenntnis zu nehmen und die erzieherische Wirkung dieser Kenntnis wieder zu begreifen. Ein Programm, für das er zwar begeisterte Zustimmung unter seinen Lesern fand, aber keine Unterstützung in der eigenen Zunft, die sich wie kaum eine andere den politischen Vorgaben unterwarf und auch Handlangerdienste leistete bei jener Reduzierung der deutschen Vergangenheit auf Auschwitz als »Gründungsmythos« (Joschka Fischer) und einzigen Inhalt einer notwendig negativ bestimmten Identität.

»Wir stehen unter dem Gesetz des Identitätswissens, nämlich unter den Anforderungen, die es an uns stellt, damit wir von uns als ›wir‹ sprechen können. Man kann auch sagen, daß wir dieses Wissens bedürfen, um zu existieren, und wir können auf es nicht verzichten, es sei denn, wir geben unsere Existenz auf.«

Alfred Heuß: *Versagen und Verhängnis. Vom Ruin deutscher Geschichte und ihres Verständnisses,* Berlin (West) 1984, S. 152.

Trotz des ungeheuren propagandistischen Aufwands, der betrieben wurde, um diese Vorstellung im Gedächtnis der Gemeinschaft zu verankern, wird man den Ansatz als gescheitert betrachten müssen. Das ist nicht nur an dem juristischen Aufwand zu erkennen, der zum Schutz der »richtigen« Deutungen betrieben wird, oder an den Ritualen der eigens entwickelten Zivilreligion, sondern stärker noch an der Hektik, mit der man Substitute anbietet. Längst hat die Bewußtseinsindustrie das Thema Identität wiederentdeckt und entwickelt Konzepte, um das entstandene Vakuum zu füllen. Deutlich ablesbar wird das etwa an der Gründung eines »Rats für Kulturelle Bildung« Ende des vergangenen Jahres. Denn dieses quasiamtliche Gremium soll mit Deckung der UNESCO und interessierter Wirtschaftskreise (selbstverständlich ist die Bertelsmann-Stiftung beteiligt) die Dekonstruktion aller überlieferten Bestände vorantreiben und eine Vorstellung von Identität forcieren, die die Atomisierung der Gesellschaft genauso voraussetzt wie die Bereitschaft des westlichen Menschen, sich permanent aus einem unüberschaubaren Angebot zu bedienen und »neu zu erfinden«. Um Bindung an die Geschichte, die traditionell der Ethnostase diente, geht es keinesfalls, vielmehr darum, die konkrete Vergangenheit auszulöschen und eine »ewige Gegenwart« (Jan Assmann) zu erzeugen, für die es nichts gibt als das Hier und Jetzt und zum Zweck des Kontrasts eine Menge schwarzer Legenden.

Der Versuch ist an sich nicht neu und typisch für hyperstabile Sozialformen, denen es gelingt, die Erinnerung auf einen geschichtlichen Punkt zu konzentrieren und dessen Deutung streng festzulegen. Aber er ist bisher regelmäßig an der subversiven Wirkung von Vergangenheitskenntnis gescheitert. Die steht heute in Hülle und Fülle bereit. Damit sei nicht behauptet, daß es genügt, auf die zersetzende Kraft zu warten oder darauf, daß das Netz oder die Reenactement-Szene jene Angebote schafft, die die zuständigen Institutionen nicht mehr zur Verfügung stellen wollen. Es genügt auch nicht die Kenntnis der großen Ereignisse, um jene Epen und Mythen wieder ins Gedächtnis der Nation zu rufen, von denen eingangs die Rede war. Aber es besteht nach wie vor die Möglichkeit, da anzuknüpfen, wo der Faden abgerissen wurde. Wer einmal Heranwachsende beobachten konnte, denen man eine Filmsequenz gezeigt hat, in der König Heinrich seinen Männern »Haltet stand!« zuruft, als die asiatischen Horden angreifen, oder die Württemberger während der Völkerschlacht bei Leipzig die Front wechseln und sich mit dem Ruf »Wir sind auch Deutsche!« gegen die Männer Napoleons stellen, wird wissen, wovon die Rede ist.

Es geht dabei selbstverständlich nicht um Geschichte als Gegenstand der Forschung oder kritischer Würdigung, sondern um die Imagination, die sie hervorrufen kann. Es geht heute aber vor allem um die »antagonistische Kraft« des Vergangenen, oder mit den Worten eines Autors, der hier kaum je zustimmend zitiert wird: »Die Erinnerung kann gefährliche Einsichten aufkommen lassen, und die etablierte Gesellschaft scheint die subversiven Inhalte des Gedächtnisses zu fürchten. Das Erinnern ist eine Weise, sich von den gegebenen Tatsachen abzulösen, eine Weise der ›Vermittlung‹, die für kurze Augenblicke die Macht der gegebenen Tatsachen durchbricht. Das Gedächtnis ruft vergangenen Schrecken wie vergangene Hoffnung in die Erinnerung zurück.« (Herbert Marcuse)

Literaturhinweise:

Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen,* München 1992;

Ernst Pöppel: *Der Rahmen. Ein Blick des Gehirns auf unser Ich,* München 2010;

Georges Sorel: *Über die Gewalt,* Frankfurt a.M. 1981;

Alain de Benoist: *L'empire intérieur,* o.O. [Cognac] 1995.

Neue Studien

Institut für Staatspolitik:
Wissenschaftliche Reihe – Heft 22

Warum Deutschland nicht vom Euro profitiert. Volkswirtschaftliche Bilanz und politische Konsequenzen

48 S., geheftet, 5 €

Bundeskanzlerin Angela Merkel: »Deutschland profitiert vom Euro wie kaum ein anderes Land in der Europäischen Union.« – Spätestens seit der entfesselten Rettungsschirm-Politik der EU samt Beschneidung der Souveränität der nationalen Parlamente sind die Mythen über den Segensreichtum der gemeinsamen europäischen Währung ins Wanken geraten. Die neue Studie entlarvt dabei diese Mythen fundiert und faktenreich aus volkswirtschaftlicher Sicht. Und präsentiert mögliche Szenarien der weiteren Entwicklung: vom Erhalt des Euro-Raums in seiner derzeitigen Form über das Ausscheiden der Defizitländer bis zum Austritt Deutschlands aus dem Währungsverbund.

Institut für Staatspolitik:
Wissenschaftliche Reihe –
Heft 21

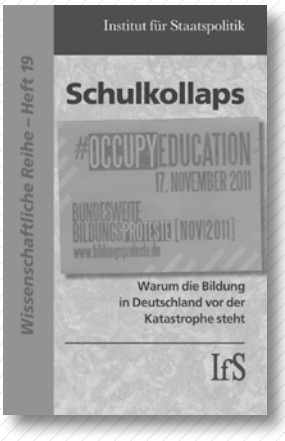
Ist der Islam unser Feind? Eine Lageanalyse

40 S., geheftet, 5 €

Institut für Staatspolitik:
Wissenschaftliche Reihe –
Heft 20

Vom Heimatdienst zur politischen Propaganda. 60 Jahre Bundeszentrale für politische Bildung

44 S., geheftet, 5 €



Institut für Staatspolitik:
Wissenschaftliche Reihe –
Heft 19

Schulkollaps. Warum die Bildung vor der Katastrophe steht

47 S., geheftet, 5 €

Institut für Staatspolitik

Freiheit 12 a/b · 12555 Berlin
Tel/Fax (030) 75 54 98 78 · e-Post institut@staatspolitik.de
www.staatspolitik.de

Der schmale Grat

von Erik Lehnert

Es ist nicht schwer, in dem Beitrag »Wir selbst, das Wesentliche und das Magnetische« von Götz Kubitschek (*Sezession* 52) die Fortsetzung eines Versuchs zu erkennen, ein irrationales Moment zu etablieren. Soweit es sich dabei um ein persönliches Bedürfnis handelt, bedarf es keiner Gegenworte. Da sich dieses Bedürfnis aber als der Weisheit letzter Schluß präsentiert, folgend einige Einwände von meiner Seite.

Das Bedürfnis nach dem Irrationalen (oder auch dem Wunderbaren, das in der Lage ist, die graue Wirklichkeit in eine Erlebniswelt zu verwandeln) ist zunächst nichts Ungewöhnliches und tritt vorwiegend in Zeiten auf, die etwas zu ruhig zu sein scheinen (1944 wird dieses Bedürfnis in Deutschland wohl weniger ausgeprägt gewesen sein als 2012). Erschwerend kommt hinzu, daß sich hinter der ruhigen Fassade oft dieselben Probleme verbergen, um die sonst offen gekämpft wird. Es ist also der sprichwörtliche Mehltau, um den es geht. Er soll durch ein Fanal oder die permanente Störung der Ruhe beseitigt werden.

Im Hintergrund steht dabei die Überlegung, daß sich eine Idee nur durchsetzen wird, wenn sich jemand findet, der alles dafür riskiert, also entweder sein Leben oder seinen guten Ruf. Nun geht es hier aber um keine Idee, es sei denn, man gesteht der ewigen Unruhe einen ideenhaften Charakter zu, und schon gar nicht um eine politische Idee, denn, so wird behauptet, das Politische sei ja tot, sondern um eine persönliche Lebenseinstellung. Die kann man haben oder auch nicht. Jedenfalls steht der Erlebnischarakter und nicht die Idee im Vordergrund.

Das wird nicht zuletzt an den Beispielen, den Sympathiebekundungen, deutlich, die Kubitschek anführt: den Wandervogel, der sich totsoff, den Feldwebel, der als Söldner in Kroatien fiel, und – namentlich – den Wiener Künstler Christian Böhm-Ermolli, der sich mit dreißig Jahren das Leben nahm. Diese drei Typen, so unterschiedlich ihre Lebensgeschichten auch sein mögen, vereint zumindest ihr frühzeitiges Ende, das sie offenbar selbst gesucht, vollzogen oder zumindest in Kauf genommen haben. Der erste Impuls ist da nicht selten – insbesondere bei jüngeren Leuten, die sich langweilen – Bewunderung. Der eine wollte kein Kapital aus seinem Können schlagen, der nächste zog die Gefahr der Sicherheit vor und der letzte formte seinen Tod zum Zeichen gegen diese Zeit.

In diese Reihe paßt auch Otto Weininger, der sich mit 23 Jahren im Sterbezimmer von Beethoven das Leben nahm. Was er damit erreicht hat, ist, daß sein Buch *Geschlecht und Charakter,* das groteske Ausdeutungen des Verhältnisses von Mann und Frau enthält, bis heute als wahr angesehen wird, weil der Autor mit seinem Leben für seine Theorie einstand, sie gleichsam besiegelt hat. Doch wofür stehen diese Schicksale, die ihrem Tod irgendeinen Sinn zu geben suchten? Für eine Entscheidung gegen Substanzlosigkeit, für das große Leiden an der Zeit, oder sind sie nicht einfach – so pathologische Ursachen auszuschließen sind – ihrem eigenen Nihilismus zum Opfer gefallen? Es mag auf den ersten Blick paradox erscheinen, aber letzteres trifft zu: »Gegenpole bezüglich der Art der Erlebnisse, die zum Bewußtsein der Substanzlosigkeit führen und in dem Sinn der Selbstvernichtung zusammenkommen, sind der Erlebnisreiche und der Erlebnisarme. Der Reiche findet, Echtheit und Wesen suchend, vor der Fülle der Schalen nirgends einen Kern. Aus Fülle bei tiefstem Substanzbedürfnis, von dem aus jene Fülle als nichtig gesehen wird, aus diesem Gegensatz entspringt der Selbstmord.« Der Erlebnisarme »führt sein ganzes Leben einen gewaltsamen Kampf um Substanz«. Sein Leben findet »im Tod für ›eine Sache‹« ein Ende, »wenn die Situation eine ›Pflicht‹ heranbringt« (Karl Jaspers: *Psychologie der Weltanschauungen,* 1919).

Gerhard Nebel ist einem solchen Menschen 1944 auf dem italienischen Kriegsschauplatz begegnet und bereichert die Diagnose noch um den Aspekt der Tat: »Ihn entzückt der hallende Glockenton, wenn man mit dem Hammer der Tat gegen das Erz des Todes schlägt.« Der alkoholisierte Wandervogel und der deutsche Söldner in Kroatien sind damit sicherlich ausreichend beschrieben. Auch Böhm-Ermolli dürfte dem Typus des Erlebnisreichen angehört haben. Bei ihm kommt die ziellose Sinnsuche hinzu, die faktisch ebenso Ausdruck des Nihilismus ist. »Von der Philosophie verlangt dieser Mensch nicht Klärung, nicht Einsicht, nicht klares, kaltes Betrachten, sondern etwas Positives, eine Weltanschauung, die Wiederherstellung der

verlorenen Substanz, die Auffüllung der nihilistischen Seele.« (Karl Jaspers)

Von hier aus ist es zu dem Text von Hans Zehrer, »Die eigentliche Not unserer Zeit«, kein weiter Schritt. Laut Kubitschek unternimmt Zehrer darin »den nicht eben simplen Versuch, den wesentlichen Menschen vom unwesentlichen zu unterscheiden«. Warum das wichtig ist, wird auch gesagt: »Das Unkonkrete stört, aber gerade das Andeutende, das Raunende weckt die Vermutung, einer Sache von Bedeutung auf der Spur zu sein.«

Kubitschek sieht dieses Unkonkrete nicht zuletzt in der heiklen Situation begründet, in der sich Zehrer befand, als er den Text im Februar 1933 publizierte. Allerdings hält man der »Robustheit« der Nationalsozialisten und ihre Gleichschaltung etwas viel zugute, wenn man der Meinung ist, daß sie bereits nach wenigen Tagen *tabula rasa* gemacht hätten. Noch hatten die Konservativen Schonfrist. Jünger schrieb im Mai 1933 im *Deutschen Volkstum* einen Aufsatz mit dem Titel »Untergang oder neue Ordnung?«, wobei allein das Fragezeichen Probleme hätte aufwerfen müssen; Ernst Niekischs *Widerstand* wurde erst im Dezember 1934 verboten, und Zehrer wurde von seinem eigenen Ziehsohn, Giselher Wirsing, verdrängt, der voll auf die nationalsozialistische Linie schwenkte. Zehrer nahm sich auf Sylt eine Auszeit, trennte sich von seiner bereits im Exil lebenden jüdischen Ehefrau und leitete schließlich den Gerhard Stalling Verlag.

Doch selbst wenn man das außer acht läßt, bleibt das Unkonkrete ein Problem. Ich bin kein Freund der Formel vom »Jargon der Eigentlichkeit« (Adorno), weil sie zu pauschal jedes grundsätzliche Denken, das sich nicht mit den Äußerlichkeiten begnügt, als Geschwätz abtut. Wenn man aber den Text von Zehrer liest, wird man den Eindruck nicht los, daß man es hier genau mit diesem Jargon zu tun hat. Das rührt nicht zuletzt von der von Kubitschek als Existentialismus (den es erst seit Sartre gibt) bezeichneten Denkart Zehrers. Was es damals gab, war die Existenzphilosophie. Unter diesem Begriff versuchte man, so gegensätzliche Auffassungen wie die von Heidegger und Jaspers zu subsumieren, die sich, zumindest zum damaligen Zeitpunkt, dadurch auszeichneten, den Menschen wieder in den Mittelpunkt der Philosophie zu stellen (und nicht die Erkenntnistheorie, wie bis dahin üblich). Es gibt noch andere Texte Zehrers aus dieser Zeit, mit denen sich belegen läßt, daß er einiges davon gelesen und vor allem aus Karl Jaspers' *Die geistige Situation der Zeit* (1931) seinen existentiellen Nektar gesogen hat. Ein Blick in Jaspers' Buch macht deutlich, wo die Unterschiede liegen.

Jaspers schreibt: »Ich verrate die eigene Möglichkeit, sobald ich aus dem Anderswerden der Zustände erst erwarte, was ich aus mir sein kann. Ich weiche aus, wenn ich auf ein Anderes lege, was an mir liegen könnte; während dieses Andere nur gedeiht, wenn ich selbst werde, wie ich sein soll.« Zehrer verlegt sich dagegen auf Allgemeinheiten, indem er die direkte Ansprache, die den Sprecher als erstes meint, in eine Anklage der Zeitgenossen umformuliert. Das mag auf den ersten Blick nicht entscheidend sein, wird es aber dann, wenn man den Text ernst nimmt. Dann wird deutlich, daß bei einem so entscheidenden Thema wie der »Entfaltung der Persönlichkeit« nicht auf den anderen gezeigt werden kann, ohne sich nicht auch selbst zu meinen. Da das bei Kubitschek meistens nicht der Fall ist, bleibt der Grund der Bezugnahme auf den raunenden Text Zehrers unklar. Nicht umsonst stellte Mohler fest: »Beschäftigt man sich heute aus Abstand mit dem *Tat*-Kreis von 1931–1933, so bleibt all das damals Produzierte doch auch für den Wohlwollenden etwas papieren, und man begreift die Aufregung nicht mehr recht, welche es in jenen Jahren provozierte.«

Aber um Aufregung soll es ja gehen, wenn sich Kubitschek gegen ein angebliches Programm für Leute, die »ausgesorgt haben, für letztlich doch Zufriedene, für Antriebsschwache, Naive« richtet. Diese dagegengestellte Aufregung soll »magnetisch machen«. Im kleinen Kreis der Sekte oder der einzuschwörenden Gemeinschaft mag das seine Wirkung nicht verfehlen. Sonst sieht das aber grundsätzlich anders aus. Dieses Bild von Führer und Gefolgschaft (gegen die seelenlose Manipulation durch dritte Kräfte) ist als historische Reminiszenz bestechend, hat aber mit der Wirklichkeit, selbst der unmittelbaren, nicht das geringste zu tun. Wer nicht weiß, wie einfach Menschen zu manipulieren sind, hat seinen eigenen Text nicht verstanden. Er ist das beste Beispiel für eine Manipulation. Es suggeriert gegen jedes bessere Wissen, daß das Abnormale das Echte, Eigentliche, Magnetische sei. Dabei spekuliert er auf einen Effekt, den man Sehnsucht nennt. Sehnsucht nach dem entscheidenden Mann, der entscheidenden Tat. Das funktioniert einmal, zweimal und vielleicht auch dreimal (und bei Leuten, die sich besonders gut im Gegenwärtigen eingerichtet haben, funktioniert das vielleicht auch immer), aber irgendwann müssen die Karten auf den Tisch. Und wenn da nichts weiter ist als eine Geste, weil zu hoch gereizt wurde, dann hat man verloren.

Daß es diesen »magnetischen« Effekt überhaupt gibt, hat mit der ewigen Suche nach dem Eigentlichen zu tun, das jeder gerne finden würde. Daß sich hinter der Fassade der Alltäglichkeit ein echter, ursprünglicher, eigentlicher Mensch verbirgt, ist eine nicht seltene Auffassung. Nietzsche hing ihr ebenso an, wie der Ernst Jünger der Zwischenkriegszeit. Und auch die Kommunisten glauben daran, ebenso wie die Nationalsozialisten oder die Libertären. Durch Kapital, Juden oder den Staat werde verhindert, daß der Mensch so ist, wie er eigentlich sein müßte. »Nur das geschichtliche Bewußtsein, daß der Mensch weder seine Häute abschälen und sich finden kann, wie er an sich ist (worüber Nietzsche verrückt wurde), noch eine Gesellschaft machen (sowenig als eine Religion), kann über diese Standpunkte hinausführen.« (Wilhelm Dilthey)

Der Mensch ist als Mensch nicht eigentlich, weil er nicht wie das Tier in sich ruht, son-

dern als Subjekt immer auf ein Objekt bezogen ist. Das erkennende Subjekt findet keine Identität mit dem erkannten Objekt, wir sind mit der »Seuche der Erkenntnis« (Gottfried Benn) geschlagen. Dieser Prozeß läßt sich sowohl beim einzelnen Menschen als auch der historischen Entwicklung, von der naturmythischen Zeit zum technischen Zeitalter der Massen, nachweisen. Die großen Geister waren sich, bei aller Harmoniesucht und allem Universalismus, doch immer einig, daß diese Spaltung existiert und daß gerade darin die Tragik unserer Existenz liegt. Die Aufhebung der Spaltung ist möglich – in der Mystik, in Rauschzuständen. Aber: Der »eigentliche Mensch« – das ist wie die Suche nach dem edlen Wilden –, es gibt ihn nicht, es gab ihn nicht und es wird ihn nicht geben.

Das von Kubitschek benannte Dilemma, daß das wahre Einzelne das falsche Ganze stützt, besteht aber durchaus. Man könnte es, in guter Tradition, auch eine Antinomie nennen, die nicht hintergehbar ist. Das hat seinen guten Grund, weil eine historische Schicksalsgemeinschaft wie die Deutschen sonst unmöglich wäre. Kubitschek will sich mit einem Sprung aus dieser Antinomie befreien. Das läuft dann, jedenfalls in dem beschriebenen Fall (für den er Zehrer nicht als Zeugen benennen kann), auf eine permanente Revolution hinaus, die der 68er Revolte nicht unähnlich ist. Was dabei übersehen wird, ist folgendes: Wenn wir davon reden, daß wir Konservative oder Rechte sind, so bleibt doch in einer Welt, von der wir wissen, daß wir sie nicht nach Gutdünken einrichten können, vor allem eine Aufgabe: zu verhindern, daß sie im Chaos versinkt.

Deswegen sehe ich zum Weg des Aufhaltens, des Bewahrens keine ernsthafte Alternative, zumindest ist die »magnetische« keine. Das Gefühl, welches hier zum Ausdruck kommt, insbesondere weil das Politische tot sein soll, ist eben Nihilismus und damit Beliebigkeit. Der eine geht, um den Kick zu spüren, Fallschirmspringen, und der andere pflegt dann halt das Radikale. Dabei ist alles, was ist, dem Chaos abgetrotzt, es besteht nicht selbstverständlich, sondern muß im Leben gehalten werden. Wer das übersieht, predigt Anarchie, die er für sein eigenes Leben ablehnt. Aber er kann nicht davon ausgehen, daß sich seine heile Welt allein gegen das Chaos behaupten kann. Wir sind alle Teil eines Ganzen, ob wir wollen oder nicht. Der Weg des Aufhaltens kann der tragischen Situation, um den Erhalt des Ganzen willen eben auch schädliche Dinge zu erhalten, nicht entfliehen. Nur, das kann die ewige Revolte, bei größerem Schaden, ebensowenig.

Es ist verhältnismäßig leicht, eine Ordnung zu zerstören, aber um so schwerer, eine neue, tragfähige zu errichten. Der jugendliche Impuls, die elterliche Welt als Maske zu entlarven und so zum Eigentlichen zu gelangen, hat sein Recht in diesen Grenzen. Sie wird irgendwann zu dem Punkt kommen müssen, Ordnung zu stiften. Damit ist nicht die neue Ordnung oder die eigentliche Ordnung gemeint, sondern nur der Aspekt, das Ungefügte, das immer entsteht, zu fügen. Allerdings werden wir dabei nicht vergessen dürfen, daß Kant die Errichtung einer gerechten Ordnung, insbesondere einer gerechten Herrschaft, als die schwerste unter allen Aufgaben des Menschen sah und ihre vollkommene Lösung als unmöglich bezeichnet hat. Weil: »aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts ganz Gerades gezimmert werden«. Damit werden wir uns anfreunden müssen, ohne daß wir deshalb die Zimmerei aufgeben.

Erik Lehnert …

… leitet das Institut für Staatspolitik (IfS), das wiederum Herausgeber dieser Zeitschrift ist. Er konnte Kubitscheks Beitrag über »Wir selbst, das Eigentliche und das Magnetische« (Sezession *52) nicht ohne Entgegnung stehenlassen: Staatspolitik ist das Gegenteil von Exzentrik, Expression und Eruption, ist moderierendes, bauendes »Interesse am Gang der Welt«. In seinem* kaplaken Wozu Politik *(76 S., 8 €) hat Lehnert diese Position ausführlich dargelegt.*

Götz Kubitschek …

… ist dennoch nicht der Meinung, daß man junge Leute gleich ins Lot bringen müßte und verteidigt den irrationalen Mut und die politische Romantik nebenstehend auf einer knappen Seite.

Alex Kurtagić …

… wiederum legt in seinem ersten kaplaken *Texte vor, die zur Debatte um Anschlußfähigkeit und Exzentrik passen und eine Synthese beider Positionen versuchen. Sein Beitrag »Avantgarde, Ästhetik, Revolution« ist auf den folgenden Seiten in gekürzter Form abgedruckt und in voller Länge neben anderen irritierenden Essays im 35.* kaplaken*-Bändchen zu finden (92 S., 8.50 €). Kurtagić, Jahrgang 1970, kommt aus der Platten- und PR-Welt und hält den Mainstream für beeinfluß- und steuerbar. Er setzt dabei – ganz im Sinne einer »Kulturrevolution von rechts« – auf die elektrisierenden Entwürfe der Visionäre in unseren Reihen.*

Die Spurbreite des schmalen Grats

von Götz Kubitschek

Als verantwortlicher Redakteur der *Sezession* gehöre ich zu den intensiven Lesern dieser Zeitschrift. Letztlich habe ich zu verantworten, was in ihr veröffentlicht wird, und das meine ich nicht im justitiablen Sinn: Ich bin verantwortlich dafür, daß aus den Möglichkeiten einer der auflagenstärksten und konturenschärfsten intellektuellen Zeitschriften Deutschlands das Bestmögliche gemacht wird. Dies gelingt, weil die Autoren- und Themenmischung einen ebenso unverwechselbaren wie verlockenden »Sezession-Sound« hervorbringt, und zwar ziemlich zuverlässig dann, wenn die pyrotechnische Mischung der Hefte stimmt.

Die *Sezession* ist moderne, publizistische Konservative Revolution. Ganz sicher gehöre ich zu denjenigen, die aus den Gesprächen mit Karlheinz Weißmann und vor allem aus seinem Beitrag »Biblische Lektionen« (*Sezession* 13, April 2006, S. 8–14) den Begriff der »Traditionskompanie« nicht nur als interessante Vokabel wahrgenommen, sondern als Aufgabenstellung und Tätigkeitsbeschreibung umgesetzt haben: mein Verlag Antaios, die Zeitschrift *Sezession,* das 2008 an Erik Lehnert übergebene »Institut für Staatspolitik« oder jüngst die konservative Messe »zwischentag« – das alles ist ebenso selbstverständlich wie neu, konservativ wie revolutionär, akribisch umgesetzt wie gewagt, kühl durchgeplant wie irrational herbeigeträumt und keinesfalls – wie Lehnert suggeriert – die persönliche Sehnsucht nach Irrationalität und nach Erlösung aus dem Dilemma des Scheiterns. Es ist vielmehr: tun, was man kann.

Der britische Autor Alex Kurtagić hat in seinem auf den folgenden Seiten gekürzt abgedruckten Beitrag die »Träumer« als die wahren »Pragmatiker« bezeichnet. Dies ist eine Deutung, die ich sofort unterschreibe und gegen jene mäßigende Vernunft verteidige, die Erik Lehnert in seinem Beitrag in Stellung bringt. Alles nämlich zu seiner Zeit: zuerst der Traum, das große Bild, dann die Vernunft und die Umsetzung (mit allen Abstrichen, die man hinnehmen muß, und auch darin ist der letztlich irrational agierende Stauffenberg von 1944 ein gutes Beispiel). Denn wenn die Jasperssche Vernunft zu früh sich der widerständigen Köpfe bemächtigt, ist sie die Verhinderin gewagter, aber durchaus möglicher Würfe.

Es ist mein Bestreben, mit langen Nadeln in das Fleisch des halb abgestorbenen, halb verfetteten Deutschlands zu stechen und zu sehen, wo noch ein Muskel zuckt: kein ökonomischer Muskel (über diese Kraft müssen wir kein Wort verlieren), sondern einer, der den kulturellen, ethnischen, seelischen Selbsterhaltungstrieb in Gang setzen und uns vor jener »Ausdünnung« bewahren kann, deren Ziel Regierungspolitik seit Jahrzehnten ist. Ich traue jenen, die uns lesen und die noch jung genug sind, eine prinzipielle Lebensentscheidung zu treffen, viel Mut, viel Kraft und Durchsetzungsvermögen, Widerstandsfähigkeit und Zähigkeit zu, ich fordere sie dazu auf. Woher kommt der Mangel an Vertrauen in die eigene Tatkraft und in die Schönheit des Lebens auch jenseits der bürgerlichen Karriere? Wie tief ist das Leiden am Zustand unserer Nation und unseres Volkes, wenn es nicht hinreicht, aus dem eigenen Ich ein Gegengewicht zu machen? Wozu berichteten wir von der mobilisierenden, die Nation konstituierenden »Großen Erzählung«, wenn wir ihre temperaturerhöhende Wirkung gleich wieder abmildern wollten?

Manchmal berichtet Karlheinz Weißmann von seinem ebenso erfüllenden wie wirkungsvollen Lehrerdasein, das auch dann nicht endete, als der schlechtere Teil der Schüler eine Antifa-Kampagne in Gang setzte: Der bessere Teil warf sich auf Weißmanns Seite, seit Jahren ist Ruhe. Ist das nicht nachahmenswert, obwohl es eine Gratwanderung war? Weißmann könnte auch bestätigen, daß es immer deutlich mehr abratende als befeuernde Stimmen gab – vor der Gründung des Verlags, vor der Gründung des Instituts, vor der Gründung der Zeitschrift. Was wären wir heute, hätten wir dem resignativen, dem warnenden Ton Folge geleistet? Und ist es nicht so, daß immer diejenigen mahnten, die ihren eigenen Sprung ins weniger Anstrengende, Nicht-Ausgesetzte und -Ausgegrenzte nicht widerlegt sehen wollten durch Projekte, die gelängen?

Indes: Selbst dieser Schuh paßt nicht. Ausgesetzt, ausgegrenzt? Keinesfalls – nirgends kann die Rückbindung an Leser, an Unterstützer, Fragesteller, Schüler enger und existentieller sein als dort, wo wir eine Lücke füllen und ebenso zuverlässig, formschön und niveauvoll unsere Arbeitsbeweise ablegen wie forsch und stichelnd von anderen die Infragestellung der Gemütlichkeit fordern.

Wir? Gut, ein Teil von uns. Die Spurbreite der *Sezession* reicht vom konservativen auf der einen bis zum revolutionären Ton auf der anderen Seite. Ein Karren, zwei Spuren, zwei Mentalitäten, ein Sound.

Avantgarde, Ästhetik, Revolution

von Alex Kurtagić

In jeder Bewegung, die angesichts eines unreformierbaren, bröckelig gewordenen Systems fundamentale Änderungen fordert und nach neuen Grundlagen sucht, spielt der Avantgardismus eine Schlüsselrolle. Er braucht zum Mainstream keineswegs in einem ausschließenden Verhältnis zu stehen: Es ist möglich, ja sogar ein Vorzug, beide Ansätze zu einer kohärenten Strategie zu bündeln.

Zuallererst möchte ich mein Verständnis der politischen Begriffe »rechts« und »links« erläutern. Als »Linke« verstehe ich die Anhänger der Ideologie der Gleichheit und des Fortschritts, die mit dem Liberalismus und der Moderne verknüpft ist. »Rechte« hingegen sind die Vertreter elitaristischer und zyklischer Weltanschauungen, die mit dem Traditionalismus (im Sinne Evolas) verknüpft sind. Damit meine ich nicht die Konservativen, die ich als klassische Liberale mit sozialkonservativen Vorstellungen betrachte.

Die Autoren der Rechten stecken den Großteil ihrer Energie in die Analyse und Kritik des modernen Dystopias. Das ist zwar notwendig, aber nicht ausreichend: Festzustellen, daß wir auf dem falschen Bahnhof gelandet sind und eigentlich woanders sein sollten, ohne gleichzeitig zu sagen, wohin die Reise gehen soll, schafft noch keine Bewegung, sondern zeigt nur ihr Fehlen auf. Damit die Dinge in Gang kommen, damit eine Idee Anhänger findet, die einander in einem kollektiven Akt in Bewegung setzen, bedarf es eines vorformulierten und kommunizierbaren Ziels. Dieses Ziel ist das Utopia der Bewegung: die vollkommene Verwirklichung ihrer Vorstellungen.

Utopien existieren nur in der Vorstellungskraft. Zumeist werden sie durch phantastische Kunst oder Literatur vermittelt. Bestenfalls werden sie nur teilweise und/oder auf unvollkommene Weise verwirklicht. Schlimmstenfalls sind sie extrem unrealistisch und unpraktisch – was auf die meisten von ihnen zutrifft. Das bedeutet nicht, daß sie unnütz wären: Vielmehr sind sie eine notwendige Voraussetzung, damit etwas in Bewegung kommt. Ihr zündendes Element ist nicht ihre wissenschaftliche Exaktheit, sondern ihre Fähigkeit, in ausreichend großen Kollektiven eine enorme emotionale Kraft freizusetzen. Ihre Konzeption ist die Herausforderung für den Avantgardisten, den intellektuellen Außenseiter, den Pionier, den Träumer, den Künstler. Sie sind die Individuen oder die Gruppen von Individuen, deren Aufgabe es ist, uns aus den kognitiven Käfigen zu befreien, in denen uns das herrschende System gefangenhält, und seine Hypnose zu brechen, die uns glauben machen will, daß alles, was es mit Tabus belegt hat, nicht denkbar ist.

Die Befürworter des Wegs über den Mainstream verzweifeln manchmal an diesen Träumern, weil sie ihnen als unpraktisch, exzentrisch und unvernünftig erscheinen. Das Problem ist, daß diese Vorwürfe in der Tat oft auf Innovatoren und Ikonoklasten zutreffen: schöpferische Typen sind ein ganz eigenes Völkchen, und diejenigen, die wirklich innovativ, wirklich avantgardistisch und weniger an die Fesseln der Konvention gebunden sind, lassen ihre weniger kreative Umwelt oft geschockt, besorgt oder fassungslos zurück. Das hat zweifellos gute wie schlechte Seiten, vermindert aber nicht den Wert des kreativen Prozesses an sich, auch wenn viele seiner Produkte wieder verworfen werden. Die Aufgabe des Vermittlers, der zwischen Avantgarde und Mainstream steht, ist der wohlkalkulierte Zugriff auf jenes Material des Avantgardisten, das es ihm ermöglicht, die Grenzen des Mainstreams weiter auszudehnen, mit dem langfristigen Ziel, ihn eines Tages von Grund auf zu transformieren.

Obwohl sie die Wissenschaft, die Daten und die logischen Argumente auf ihrer Seite hat, befindet sich die Rechte seit vielen Jahrzehnten auf dem Rückzug. Das allein sollte genügen, um deutlich werden zu lassen, daß die Menschen mehr als nur Daten, Argumente und Fakten benötigen, um zu einer Änderung ihres Verhaltens bewogen zu werden. Dennoch geben sich viele, die sich auf der Seite der Rechten sehen, der Illusion hin, daß lediglich mehr Aufklärung nötig sei. Dabei haben wir tagtäglich das denkbar schlagendste Gegenbeispiel vor Augen, das uns zeigt, warum dieser Ansatz fehlschlagen muß: die Konsumgesellschaft, die nicht auf einer utilitaristischen Logik basiert, sondern auf Romantik und Tagträumerei, Statusgehabe und utopischen Vorstellungen. Man kann deshalb mit einiger Berechtigung sagen, daß der Tagträumer, der die Fähigkeit hat, andere mit seinen Träumen anzustecken, ein größerer Pragmatiker ist als der selbsternannte, pragmatisch orientierte Rationalist, der andere über die Vernunft zu überzeu-

gen sucht. Der erstere versteht nämlich die Irrationalität der menschlichen Natur, und spielt mit ihr (wie die Katze mit der Maus?), während letzterer von abstrakten Menschen träumt, die stets aus rational begründeten Eigeninteressen heraus handeln.

Aber die Menschen werden viel stärker von dem Bedürfnis nach Selbstachtung und Zugehörigkeitsgefühl angetrieben als durch abstrakte Vernunft. Werden sie mit Fluten von einander widersprechenden und schwer verdaulichen Daten und Argumenten konfrontiert, die allesamt das Monopol auf die Wahrheit gepachtet haben wollen, dann entscheiden sie sich meistens für den leichteren Weg und die emotional und sozial bequemste Option. Für die Mehrheit der Menschen bedeutet das jene Wahrheit, die das kulturelle Establishment anbietet, denn sie verspricht ihnen leichtere soziale Integration und höhere Belohnung. Wer sich für eine Wahrheit entscheidet, die vom kulturellen Establishment geächtet wurde, muß auf alternative Netzwerke und oft sogar unkonventionelle Methoden zurückgreifen, um in einem System zu überleben, das danach trachtet, Abweichler zu beseitigen. So wird die Frage nach der Wahrheit zur Frage nach der Lebensgestaltung schlechthin, was wohl besonders in einer materialistischen Gesellschaft der Fall ist.

Aus diesen Gründen ist eine Strategie, die sich ausschließlich auf Inhalte konzentriert, zum Scheitern verurteilt. Eine effektive Strategie muß daher nicht anders als die Konsumpsychologie systematisch darauf abzielen, die vorrationalen Antriebe des menschlichen Verhaltens anzusprechen. Die Konsumpsychologie zeigt uns, wie man Stil und Ästhetik gezielt anwendet, um permanent das in der Konsumgesellschaft erwünschte Verhalten (also Konsum) zu erzeugen. Die Aufgabe von Werbeagenturen ist die Nutzung von Stil und Ästhetik, um die Öffentlichkeit zum Konsum zu mobilisieren, oder sie dazu zu bewegen, eine Kampagne zu unterstützen oder einen politischen Kandidaten zu wählen.

Zumindest die weißen Wähler haben Obama wohl vor allem aus Gründen des guten Stils gewählt: Er hat eine gute Stimme, er ist telegen und sein »Schwarzsein« gab Millionen von Weißen die Chance, zu beweisen (vor allem sich selber), daß sie keine Rassisten seien. Slogans wie »Hope« und »Change« hatten null Inhalt und dienten nur dazu, die »Obamikonen« zu verzieren; und doch weckten sie bei den Wählern das Bedürfnis nach »Hoffnung« und »Veränderung«, trafen also den richtigen Nerv. Fernsehdebatten über Politik setzten auf knackige Optik und eingängigen Sound; es ging mehr darum, ob die Kandidaten gut aussahen, während sie angeblich »wichtige« Themen diskutierten, als um die wichtigen Themen selbst. Das nervt? Gewiß. Aber es ist kein Kraut dagegen gewachsen. Es funktioniert.

Selbstverständlich zählt auch der Inhalt. Eine Strategie, die sich rein auf äußerliche Reize stützt, ohne ein Mindestmaß an Inhalt zu besitzen, wird irgendwann scheitern. Eine erfolgreiche Strategie muß also sowohl Stil als auch Inhalt haben – einen Inhalt, der dem Stil Substanz gibt, und einen Stil, der dem Inhalt eine Form gibt. Eine Strategie also, die sowohl einen Inhalt als auch die Natur des Inhalts vermittelt. Das ist alles nichts Neues, aber es ist trotzdem verwunderlich, wie viele Menschen hartnäckig die Bedeutung von Stil und Ästhetik unterschätzen. Hat das mit einem instinktiven Widerwillen gegen ein Zeitalter zu tun, das so penetrant das Design über das Sein stellt?

Metapolitisch gesehen, können wir also von einer Bewaffnung der Ästhetik sprechen: Das bedeutet, Ideologie in (höhere oder niedere) Kunst zu übersetzen, um mit deren Hilfe die Gesellschaft und ihre Kultur in eine vorbestimmte Richtung zu leiten, damit sie grundlegend verändert werden kann.

Wie läuft das ab? Zunächst lernt ein Individuum über Kontakt mit einer *peer group* eine bestimmte Szene kennen. Die Reaktion kann negativ oder positiv ausfallen, ist meistens direkt und instinktiv, als Folge bestimmter Faktoren wie biologischer Disposition, persönlicher Biographie und soziologischer Umstände. Je nach Beschaffenheit dieser Szene unterliegen ihre Mitglieder einem radikalen Bewußtseinswandel, der sich mitunter in stolz betontem Außenseitertum äußert und auch dann noch in ihnen fortwirkt, wenn sie über ihre Szene hinausgewachsen sind. Auch wenn sie eines Tages ihre Kluft ablegen und ein normales Leben als normale Arbeitnehmer führen, wird ihre Bindung anhalten – manchmal vielleicht nur als schamhaft bewahrtes Geheimnis, obgleich Spuren ihrer Vergangenheit sich weiterhin in ihren Denkmustern, ihrem Lebensstil, ihrem Vokabular, ihrer Zimmerausstattung oder ihrem sozialen Umgang finden. Darüber hinaus fühlen sich ehemalige Mitglieder noch nach Jahrzehnten einander verbunden und wittern einander schnell am Habitus.

All dies wurde auf allein ästhetischem Wege, also durch Kunst, erreicht. Nochmals: Die Intensität, mit der Werte verinnerlicht werden, hat überhaupt nichts mit logischer oder wissenschaftlich korrekter Präsentation zu tun, sondern allein mit kunstvollen, attraktiven und ästhetisch ansprechenden Formen der Vermittlung, die bei den Rezipienten starke emotionale Bewegungen auszulösen imstande sind. Und jeder, der ein Gespür für Populärkultur hat, weiß, daß ihre Macht, extreme Gefühle auszulösen und die Massen zu mobilisieren – bis zu einem Grade, an dem sie gewalttätig, irrational und wider ihre vernunftgemäßen Eigeninteressen handeln –, nicht unterschätzt werden darf.

Natürlich ist Massenmobilisierung in der Populärkultur nur dann möglich, wenn das fragliche Produkt oder Ereignis gängige Werte des kulturellen Mainstreams verpackt. Je weniger diese Werte Teil des Mainstreams sind, um so geringer das Mobilisierungspotential. Dennoch ist es im Zeitalter der mechanischen Produktion möglich, mit den synergetisch-ästhetischen Mitteln der Populärkultur auch radikal systemfeindliche Positionen und Ideologien zu verbreiten – die wiederum unter den passenden Umständen imstande sind, ausreichend große Gruppen zu mobilisieren oder sogar eine neue politische Ordnung herbeizuführen: Die Bewaffnung der Ästhetik bedeutet nichts anderes als die Schaffung von Berührungsflächen, die die Übersetzung des Metapolitischen ins Politische, der Avantgarde in den Mainstream ermöglichen.

Ein weiterer Grund, warum ich die Rolle der Ästhetik in metapolitischen Fragen mit solchem Nachdruck betone, ist die Tatsache, daß ein wohlformuliertes und vollendet ausgeführtes ästhetisches System der schnellste Weg ist, um Glaubwürdigkeit zu erlangen, also ein Bedeutungsfeld aus Werten und Idealen zu schaffen, das auch unpolitischen Betrachtern als glaubwürdig erscheint. Bei politischen Beobachtern mag es, je nach ihrer Ausrichtung, Stolz oder Furcht erwecken. Beurteilen wir Bücher nicht doch nach ihrem Einband? Beurteilen wir Menschen nicht doch nach ihrem Äußeren?

Ich behaupte, daß die mangelnde Glaubwürdigkeit unserer Werte und Ideale außerhalb unseres unmittelbaren Milieus zum Teil mit dem Mangel an professionell ausgeführten ästhetischen Konzepten zu tun hat, die unseren metapolitischen Ideen eine adäquate Form geben und unsere Ideen auf eine lebendige, zeitgemäße und (da die Menschen Hoffnung und Veränderung brauchen) vor allem zukunftsgerichtete Weise neu formulieren. Man muß wohl nicht noch dazu sagen, daß andere wichtige Faktoren, wie der Druck der ökonomischen Zwänge, eine erhebliche Rolle spielen. Aber ohne ein optimales ästhetisches System ist es schwierig, effektive Politik zu betreiben. Man kann keine Idee ohne Marketing verkaufen. Und man kann vor allem kein Elitepublikum ohne das richtige Marketing ansprechen.

Ein chaotisches Zeitalter bietet Möglichkeiten für diejenigen, die das Talent haben, einen neuen Traum zu »verkaufen«. Obwohl das gegenwärtige liberale, egalitäre, progressive Establishment geradezu unbesiegbar erscheint, steht doch keine einheitliche, monolithische, totalitäre Ordnung dahinter. Es handelt sich eher um eine Art Regenbogenkoalition aus widerstreitenden und manchmal widersprüchlichen Fraktionen, die gewisse Grundüberzeugungen teilen. Sie wirken sich degenerativ und desintegrierend aus, und die logische Folge ihres Projekts wäre letztendlich der Zusammenbruch der Gesellschaft. Seit der Multikulturalismus zur offiziellen Regierungspolitik und der Globalismus zum Paradigma des modernen Kapitalismus geworden ist, zeichnet sich das immer deutlicher ab.

Da diese Dinge der Natur zuwiderlaufen, erzeugen sie permanent Streß und Anspannung. Aufsplitterung, Degeneration, Desintegration und Erschöpfung machen sich breit. Das Ende des Wohlstands im Westen wird die Befriedung sozialer und kultureller Erhebungen zusätzlich erschweren. Im Zustand des eskalierenden Durcheinanders wird sich auch der unpolitische Durchschnittsbürger neuen, exotischen, sogar quichottischen Ideen öffnen. Wenn das Chaos eines Tages groß genug ist, wird das Bedürfnis nach radikalen Ideologien, strengen Religionen, nach einem autoritären starken Mann oder Cäsaren wachsen.

Man wird nach sinnstiftenden Symbolen suchen, nach utopischen Tagträumen, nach neuen Formen der Romantik, nach etwas, das Ordnung und Kraft ausstrahlt, das sich aus dem Chaos heraushebt und dem einzelnen das Gefühl gibt, Teil von etwas Kraftvollem und Mächtigem zu sein. Diese Vision mag nun übertrieben grandios klingen, aber ihre Anfänge liegen näher, als man glaubt: In der Tat beginnen sie mit Stift und Papier, mit Pinsel und Leinwand, mit Gitarre und Plektrum; sie gründen auf der Phantasie, die diese Utensilien mit Leben erfüllt.

Wenn Revolutionen mit Kritzeleien beginnen, dann beginnen Kritzeleien mit Tagträumen. Und wenn das in den Ohren harter politischer Pragmatiker vage und nebulös klingt, dann sollten wir uns daran erinnern, daß Wahrheiten wie diese nach langen Perioden des materiellen Wohlstands und der politischen Stabilität immer schwach aussehen, während das System der Mehrheit stark und festgemauert erscheint. Wenn sich aber nach katastrophischen Umwälzungen die Soziologen versammeln, um ihre Autopsieberichte zu schreiben und lange Ursachenkataloge des Kollapses zu erstellen, dann sehen die besagten Wahrheiten nicht mehr ganz so nebulös aus. Im Gezeitenwechsel der Kultur beginnen einst irreal anmutende Tagträume neue Gestalt anzunehmen. Wie lange wird es noch dauern?

Wir können es nicht wissen. Aber wenn wir nicht jetzt damit beginnen, die metapolitische Basis unserer neuen Ordnung zu gestalten, wenn wir nicht jetzt eine virile Gegenkultur errichten, die diese Ordnung errichten kann, dann könnte es passieren, daß uns eines Tages, nach dem Wechsel der Gezeiten, andere weit voraus sind, weil wir zu lange daran gezweifelt haben, ob er jemals kommen wird.

Vier Frühjahrstitel

Frank Lisson
Homo viator
Die Macht der Tendenzen

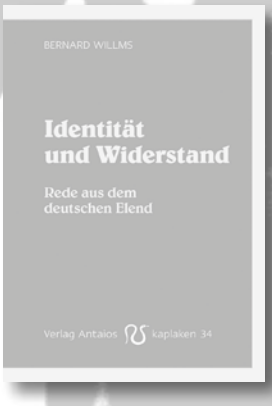
304 Seiten, gebunden, 22 €
Schnellroda 2013

Homo viator – Grenzgänger zwischen Noch-Kultur und Bereits-Zivilisation, ein Heimweh-Typ, ein Suchender.

Bernard Willms
Identität und Widerstand
Rede aus dem deutschen Elend

92 Seiten, gebunden, 8.50 €
Schnellroda 2013

Aufruf zum Widerstand gegen die Verleumdung und Pathologisierung unserer Identität.



Alex Kurtagić
Warum Konservative immer verlieren

86 Seiten, gebunden, 8.50 €
Schnellroda 2013

Plädoyer für eine Bewaffnung der Ästhetik und des Stils und für die Träumer und Visionäre unter den Rechten.

Günter Scholdt
Vergeßt Broder!
Sind wir immer noch Antisemiten?

94 Seiten, gebunden, 8.50 €
Schnellroda 2013

Henryk M. Broder spielt auf dem Klavier des Antisemitismus-Vorwurfs virtuos – Scholdt klappt den Deckel zu.

VERLAG ANTAIOS

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra
Tel/Fax: (034632) 9 09 41 · e-Post: vertrieb@antaios.de
www.antaios.de

Wagner-Literatur – eine kleine Bestandsaufnahme

von Siegfried Gerlich

Wiewohl eine umfassende Sichtung der in Wagners zweihundertstem Geburtsjahr zu erwartenden Neuerscheinungen kaum vor seinem Geburtstag am 22. Mai möglich sein wird, zeichnet sich doch schon im Vorfeld ab, daß politisch streitbare Publikationen eher die Ausnahme bilden dürften. Eine konservative Neudeutung des Ausnahme-Komponisten, der einmal als der deutscheste von allen galt, liegt bislang nicht vor, und auch die antideutschen Wagnerfeinde scheinen auf dem Rückzug. Vorläufig soll jedoch ein kurzer Rückblick auf einige Bücher genügen, die voraussichtlich auch weiterhin zur unüberholbaren Referenzliteratur zählen werden.

Die ganze Spannbreite der mit Wagner und der deutschen Frage umrissenen Problematik hat keiner so erschöpfend durchdrungen und inwendig ausgeleuchtet wie Thomas Mann. Sein vielzitiertes Nachkriegswort, es sei »viel Hitler in Wagner«, bedeutete durchaus keine blanke Diffamierung, hatte Mann doch noch 1939 selbstkritisch von »Bruder Hitler« gesprochen. Jedenfalls bewegte sich der Lübecker Schriftsteller, der sein eigenes literarisches Verfahren an der Leitmotivtechnik Wagners schulte, zeitlebens im geistigen Umkreis des Bayreuther Meisters. Dies bezeugt der von Hans Rudolf Vaget herausgegebene Band *Im Schatten Richard Wagners* (Frankfurt a.M.: Fischer 2010), der alles enthält, was Mann jemals über Wagner zu Papier gebracht hat: neben den berühmten Schriften »Leiden und Größe Richard Wagners« (1933) und »Richard Wagner und der ›Ring des Nibelungen‹« (1937) auch Tagebuchnotizen, briefliche Äußerungen und bekenntnishafte Abschnitte aus den frühen *Betrachtungen eines Unpolitischen*. Besser, wahrer und schöner ist über Wagner nie geschrieben worden.

Nach 1945 begann indessen eine neue Rezeptionsphase, in der die meisten Liebhaber Wagners es für ratsam hielten, sich politische Abstinenz aufzuerlegen und die Deutungshoheit über seine Weltanschauung kampflos den Gegnern zu überlassen, um so wenigstens die reine Kunst kassieren zu können. Zu diesen Wagnerianern alter Schule zählt an erster Stelle Curt von Westernhagen, der sich wegen eines belastenden Büchleins über *Richard Wagners Kampf gegen seelische Fremdherrschaft* (München: Lehmanns 1935) in seinen späteren Büchern mit Leben und Werk Wagners beschied und Ausblicke auf die politische Wirkungsgeschichte strikt vermied. Obgleich von Westernhagen aufgrund seiner offenkundigen Apologetik zu Recht als Hohepriester des orthodoxen Wagnerismus gilt, sind *Richard Wagner. Sein Werk, sein Wesen, seine Welt* (Zürich: Atlantis 1956) sowie *Wagner* (Zürich: Atlantis 1968) in ihrer stupenden Gelehrsamkeit noch immer ein Studium wert.

In einem zunächst von der fremdverordneten Re-education und späterhin von einem selbstauferlegten Antifaschismus durchtränkten Klima durften es hierzulande nur deutschjüdische Marxisten wie Ernst Bloch oder Hans Mayer wagen, sich freimütig als »Wagnerianer« zu bekennen und Wagner selbst eine unverminderte Aktualität zu bescheinigen: »Da in unseren Tagen nichts gelöst worden ist von dem, was Richard Wagner leiden und schaffen machte, besteht nach wie vor Gleichzeitigkeit zwischen ihm und uns.« Mit diesen Worten eröffnet Mayer seine philosophie- und literaturgeschichtlich versierte Gesamtdarstellung *Richard Wagner* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1998), die sich als eine der geistreichsten und lebendigsten Einführungen in das Künstlertum Wagners empfiehlt, zumal Mayer bei aller kritischen Reflektiertheit mitunter einen beherzten Kulturnationalismus an den Tag legt, wie er gegenwärtig nur noch in rechtskonservativen Kreisen gepflegt wird. Überhaupt erinnert Mayers sympathetisches Verhältnis zu Wagner an eine Zeit, als eine marxistisch geschulte Linke es noch für erstrebenswert hielt, sich das deutsche Kulturerbe anzueignen, anstatt es als nationalistisch oder präfaschistisch zu diffamieren, wie es die heutige Gesinnungslinke tut, die von dem durch sie mitverursachten Bildungsverfall ersichtlich selbst schwer betroffen ist.

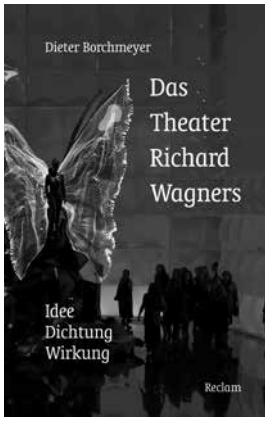
Allerdings hatte sich noch zu Wagners Lebzeiten auch eine konservative Front von Gegnern formiert, denen seine rauschhafte Kunst ebenso undeutsch erschien wie sein rastloses Leben. Diese längst historische Feindschaft zwischen Goethe-Deutschen und Wagner-Deutschen hatte bereits Thomas Mann zu zwei Seelen in seiner Brust verinnerlicht. Für Dieter Borchmeyer, der sich als Herausgeber und Großausleger Goethes und Wagners einen Namen gemacht hat, ist dergleichen kein Problem mehr: Der ideelle Gesamtdeutsche unter den zeitgenössischen

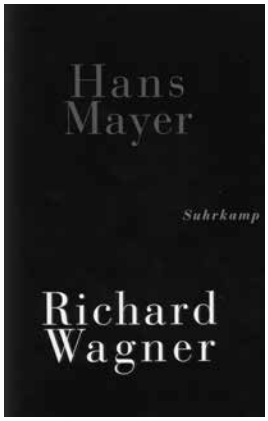
Kulturkonservativen verortet die Bayreuther Romantik ganz selbstverständlich in der Nachfolge der Weimarer Klassik. Vor allem mit seinem frühen Buch *Das Theater Richard Wagners* (Stuttgart: Reclam 1982), worin er als erster auch die kunsttheoretischen und kulturphilosophischen Schriften Wagners einer gründlichen Lektüre unterzog, hat Borchmeyer eine bis heute unübertroffene Pionierarbeit geleistet.

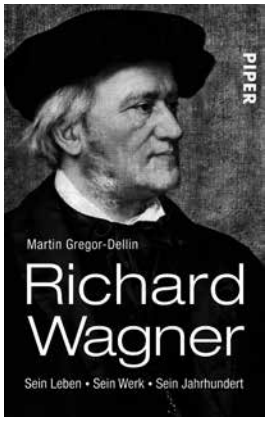
Daß Wagners Leben schon so oft erzählt worden sei, daß es nicht mehr erzählbar ist, befand bereits vor Jahrzehnten der Musikwissenschaftler Carl Dahlhaus, der mit *Wagners Konzeption des musikalischen Dramas* (München: dtv 1990) und *Richard Wagners Musikdramen* (Stuttgart: Reclam 1996) grundlegende Werkeinführungen für Fortgeschrittene erarbeitete. Einen ganz neuen, frischen Erzählton hat freilich Martin Gregor-Dellin in seiner romanhaften Biographie *Richard Wagner. Sein Leben, sein Werk, sein Jahrhundert* (München: Piper 1980) angeschlagen, die alle hagiographische Devotion vermeidet und in einem mitreißenden Duktus die Odyssee eines abenteuerlichen Herzens schildert. Aus seiner Sympathie für den jungen Revolutionär macht Gregor-Dellin keinen Hehl, er verläßt Wagner aber auch nach seiner konservativen Kehre nicht und breitet überhaupt ein farbenprächtiges Panorama des deutschen 19. Jahrhunderts aus.

Demgegenüber bietet Karl Richter mit seinem großen Wurf, *Richard Wagner. Visionen* (Vilsbiburg: Arun 1993) eine entschieden nationalrevolutionäre Gesamtschau, die Wagners jungdeutsche und linksrevolutionäre Jugend vollständig verleugnet. Dafür gibt der Autor ariosophische Spekulationen zum besten und legt sogar nationalsozialistische Bekenntnisse von einer solchen mystischen Inbrunst ab, daß jede politische Kritik daran sich als Verletzung religiöser Gefühle geradezu verbietet. Gleichwohl hat der damals junge Autor, der es unterdessen mit tragischer Konsequenz zum stellvertretenden Vorsitzenden der NPD gebracht hat, ein über weite Strecken elektrisierendes Buch geschrieben, dessen leidenschaftlicher Patriotismus sich auch in dem gediegenen Deutsch niederschlägt, mit dem er Wagners Werk und Wirken in epischen Ausmaßen darbietet.

Uneitel und unerschrocken präsentiert sich schließlich Christian Thielemann in seinem aus Gesprächen hervorgegangenen Bekenntnisbuch *Mein Leben mit Wagner* (München: Beck 2012), worin der profilierteste Wagner-Dirigent unserer Tage sogleich in *medias res* geht. Nachdem in seiner Kindheit Wagner und Mahler »die beiden Herzen in meiner Brust« gewesen waren, stand im fünfzehnten Lebensjahr eine existentielle Entscheidung an: zwischen dem »Lebensbejahenden« und den »Verlockungen des Abgrunds«. Fortan sollte Thielemann seinem Lieblingskomponisten Bruckner, Strauss und Pfitzner zur Seite stellen, deren schwerblütigen deutschen Ton er so eindringlich wiederzubeleben verstand, daß dies eigentlich den Argwohn des Verfassungsschutzes hätte wecken müssen. Wiederum staatstragend erklärt Thielemann, er habe es nie nötig gehabt, mit den Kindern von Marx und Coca Cola auf die Barrikaden zu gehen – Wagners Musik war ihm revolutionär genug. Von seinen »Heroen« Furtwängler und Karajan auf den rechten Weg gebracht, mußte er endlich auch in Bayreuth ankommen, um im Bunde mit seinem »väterlichen Freund« Wolfgang Wagner »ein klares Votum gegen die Kommerzialisierung des Musikbetriebs« abzugeben.







Dabei ist Thielemanns Kritik der Kulturindustrie nicht einfach feuilletonistisch hingeworfen; sie bewährt sich in seiner künstlerischen Arbeit selbst, die sich mehr am Handwerk des Kapellmeisters als am Blendwerk des Stardirigenten ausrichtet. Geschichtspolitisch beeindruckt Thielemann durch die souveräne Gelassenheit eines aufgeklärten Konservatismus, der weder Wagners antijüdische Schriften noch den Mißbrauch seiner Bühnenwerke im Dritten Reich verharmlost und doch scharf die neuerliche »Vergewaltigung« Wagners durch seine antideutschen Exegeten anprangert: »Ich gehörte einer Generation an, die es gründlich gelernt hat, sich selbst und alles Deutsche zu hassen, natürlich auch die deutsche Musik und allen voran Richard Wagner. Gegen diese *political correctness* habe ich mich erst intuitiv und später dann ganz bewußt gewehrt. Ich wehrte mich, weil mir etwas aus dem Herzen gerissen werden sollte, das ich um keinen Preis mehr herzugeben bereit war.«

Schöne Literatur

Antonio Pennacchi: *Canale Mussolini. Roman,*
München: Hanser 2012.
446 S., 24.90 €

Canale Mussolini ist ein Epochen- und Familienroman, der – autobiographisch angereichert – davon erzählt, wie aus den Männern und Frauen einer norditalienischen, mittellosen Bauernsippe handfeste Faschisten werden: unideologische zwar, aber ist das nicht immer so, wenn es um die Masse unterhalb der weltanschaulich gefestigten Revolutionäre geht? Grandios: Der Kippunkt in diesem hervorragend erzählten Buch – wie die Männer und Frauen der Sippe Peruzzi auf ihren Felder schuften und trotzdem auf keinen grünen Zweig kommen; wie sie schon mit einem Fuß bei den Sozialisten stehen, aber auch bei den Faschisten auf einer Versammlung vorbeischauen; wie sie dann unter dem gewaltsamen Druck der Linken (die das nicht dulden mögen) halb im Zorn, halb aus Rache zu den Schwarzhemden überlaufen und erst einmal alles niederbrennen, was an sozialistischen Parteilokalen in ihrer Reichweite ist. Hier findet schlicht die persönliche Lage das geeignete politische Gefährt, und die Widerborstigkeit der Sippe paßt einfach nicht zur Bräsigkeit der linken Gewerkschaftsbonzen. Der Dank der Bewegung bleibt nicht aus: Mitte der dreißiger Jahre bekommen die Peruzzis Land in den trockengelegten Pontinischen Sümpfen und bauen mit an diesem faschistischen Großprojekt, das 30000 umgesiedelten Neubauern Land und Brot gibt. Ein Rezensent, der *Canale Mussolini* im Original las, berichtete von hinreißenden Dialogen in Mundart. Zum Glück versucht die Übersetzung erst gar nicht, irgendein Kauderwelsch an die Stelle der italienischen Dialekte zu setzen, der Ton des Romans ist auch so »mündlich« genug. Es wird richtig erzählt, episch, abschweifend. Die ganze faschistische Epoche Italiens wird plastisch, immer aus Sicht der kleinen Leute, der unterschiedlichen Charaktere der Peruzzis. Da tauchen die faschistischen Suppenküchen auf, die Solidaritätsvereine, die Versammlungshäuser, die Paraden, Uniformen und modernen Errungenschaften. Der Duce hämmert – noch nicht an der Macht – den Pflug der Peruzzis wieder gerade und starrt dabei dem Sippen-Zentrum, der stolzen »Mama« Armida, auf den Hintern, was ihr nicht schlecht gefällt. Immer wieder schildert der Erzähler die völlig harmlose Szene, und vielleicht erinnert sich Mussolini nur deshalb nach Jahren noch an diese Familie. Wenn überhaupt von ideologischem Überbau die Rede ist, dann treuherzig, ein bißchen wie auswendig gelernt (»diese fixe Idee vom Römischen Reich und von der imperialen Größe, die uns Italienern von Natur aus und von Rechts wegen zustanden, aber auch diese etwas heidnische Vorstellung, daß die Menschen nicht irgendwie alle gleich sind«). Die Weltgeschichte ist mit eingewoben, denn irgendein Peruzzi ist immer dabei: ob im Abessinienkrieg und seinen elenden Gemetzeln, ob in Nordafrika oder beim griechischen Intermezzo (das nur mit deutscher Waffenhilfe nicht in einem Desaster endete), aber auch dort, wo – erzählt wie vom Hörensagen – Mussolini sich mit Italo Balbo oder einem anderen faschistischen Granden anlegt oder auf Hitler trifft. Es gibt dieses seltsame Wort von der »befreienden Lektüre«: Ein Text rauscht durch die Köpfe wie das Wasser durch den Augiasstall – der ganze Mist, der sich angesammelt hat, wird fortgespült. *Canale Mussolini* könnte für Italien eine solche Wirkung haben, die Voraussetzungen für einen hysteriefreien Blick auf die eigene Geschichte sind dort besser als bei uns. Für deutsche Leser könnte die Wirkung nur dann befreiend sein, wenn sie verstünden, daß man die Massen im faschistischen Italien durchaus mit jenen im Dritten Reich vergleichen kann. Aber dieses Vorverständnis einzufordern, ist für sie etwa so, als vergliche man eine Mausefalle mit einer Tretmine.

Pseudonymus Igel: *Gulliver im Zwergenland,* Berlin 2013. 200 S., 17 €

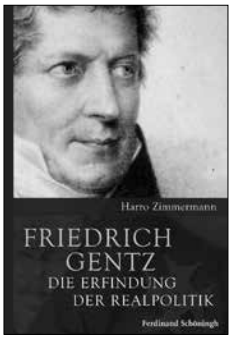
Vermutlich kann man in Deutschland über Hitlers Herrschaft nur dann relativierend schreiben, wenn man es satirisch macht (vgl. die Rezension des Romans *Er ist wieder da* in der 52. *Sezession*). Satire darf fast alles und arbeitet nach dem Prinzip, das Kritisierte »bis zur Kenntlichkeit zu entstellen«. Gelungen ist dies jüngst einem Autor namens Pseudonymus Igel, der sich allerdings nicht Hitler selbst, sondern das vornahm, was seither auf deutschem Boden an Reststaat, umerzogenem Volk, besetztem Geist, Kultur- und Bildungsverfall, Schuldkult und wirtschaftlicher Selbstentmachtung zu besichtigen war und ist. Dieses real existierende Irrenhaus ist allemal eine Satire wert, und so findet sich der von Jonathan Swift her weltbekannte Reisende Gulliver in jenem Zwergenland wieder, das als Lilliput bekannt, aber als »Deutschland 2013« besser bezeichnet wäre. Wer Sinn für anspielungsreichen Humor hat, wird ein paar vergnügliche Leseabende verbingen können.

Götz Kubitschek

Gegenaufklärer Friedrich Gentz

Harro Zimmermann: *Friedrich Gentz. Die Erfindung der Realpolitik,* Paderborn: Ferdinand Schöningh 2012. 344 S., 39.90 €

Durch seine Übersetzung von Edmund Burkes *Betrachtungen über die Französische Revolution* hatte der junge Friedrich Gentz weithin auf sich aufmerksam gemacht. Jahrzehntelang dient er als Beamter und Publizist dem Königreich Preußen, tritt 1802 in kaiserliche Dienste. In Wien gilt Friedrich (von) Gentz (1764–1832) als bedeutender außenpolitischer Berater, zuletzt unter Metternich, dem ideologischen Repräsentanten der »Heiligen Allianz«.
Gentz polarisiert als Streiter gegen die Französische Revolution und deren Hegemonialpolitik. Napoleon Bonaparte haßt Gentz und läßt den Gegenaufklärer streckbrieflich verfolgen. Seine Worte zählen bei den Monarchen seiner Zeit, die ihn dafür fürstlich honorieren. Gegen den Anspruch der bürgerlichen Gesellschaft, der Staat sei ein Erziehungsinstitut, setzt Gentz die Emanzipation des Rechtsinstituts Staat vom Gemeinwesen aller Privatleute. Daß er gegen Ende seines Lebensweges andere, sogar liberale, Positionen favorisiert, entspringt seiner realistischen Zeitdiagnostik: »Die von der Wiener Hof- und Staatskanzlei verkörperte Ordnung besitzt nur Gewalt zum Zerstören, aber keine, durchaus keine zum Wiederaufbauen.« Gentz, bürgerlicher Abkunft, studiert bei Immanuel Kant, beendet jedoch das Studium nicht. Der Staat bietet ihm in Berlin ein angemessenes Amt, Gentz greift zu. Er verkehrt in den angesehenen Kreisen der Residenzstadt, knüpft Beziehungen. Wer ihn protegiert, wird vom Biographen nicht hervorgehoben. Wie der Beamte zu seinen (gutbezahlten) Beziehungen nach England kam und dessen uneingeschränkter Interessenvertreter wurde, teilt er uns nicht mit.
Friedrich Gentz führt ehebrecherische Verhältnisse, macht Spielschulden, ist ständiger Gast auf Empfängen. Nebenbei leistet er immense schriftstellerische Arbeit, übersetzt Burke, verfaßt Texte für die von ihm herausgegebenen Zeitschriften. Sein *Historisches Journal* ist kein kurzatmiges Kampfblatt, sondern legt es mit fundierten Geschichtsabhandlungen darauf an, den Meinungspluralismus jener Zeit zu delegitimieren. Wert legt Gentz darauf, daß der Staat zwar nicht gerecht, aber immer rechtmäßig und rechtlich verbindend sein soll. Im seinem Verständnis können weder Monarchie noch Republik existieren, ohne die politische Ungleichheit der Bürger in einem Fundamentalartikel aufzuzeigen. Ein Affront gegen die Aufklärungskultur seiner Gegenwart! Damit entwickelt sich der Autor zum Dorn im Auge preußischer Staatsbeamter. Hinter den Kulissen rumort es. Friedrich Wilhelm III. beschließt die Beendigung der Finanzhilfe für das Blatt.
Weil er weiteres Fortkommen in preußischen Diensten gefährdet sieht, gelangt Gentz, obwohl Kaiser Franz ihn lebenslang nicht mag, durch ministerielle Protektion in ein Beamtenverhältnis am Hof in der Donaumetropole.
Als nach den Schlachten bei Jena/Auerstedt französische Armeen deutsche Lande verheeren, ist Gentz im Prager Exil, aus dem er 1809 nach Wien zurückgeholt wird.
Österreich unterliegt Napoleon, die Friedensbedingungen des despotischen Korsen sind völkerrechtswidrig. Der neue Außenminister Metternich klagt vergeblich gegen die Willkür. Bevor französische Truppen Wien besetzen, flieht Gentz erneut nach Prag. Napoleon hatte ihn für vogelfrei erklärt. Nach den Befreiungskriegen – Gentz verurteilt die Mobilisierung des Volkswillens zwischen Teutomanie und Jakobinismus – versuchen auf dem Wiener Kongreß alle beteiligten Regierungen ein Optimum aus der Konkursmasse herauszuholen. Auch die Neuordnung Deutschlands steht auf der Tagesordnung. England, Rußland und Österreich verfolgen eigene Ziele. Letzteres könnte erster deutscher Staat sein. Kein gemeinsames deutsches Reich könnte es je mehr geben, ein Streben danach wäre desaströs. Für die europäischen Verhältnisse wäre eine festverbundene Anzahl unabhängiger deutscher Staaten das beste. Friedrich Gentz wird Protokollführer des Kongresses und betreibt an Metternichs Seite Regierungspolitik im Sinne der anwesenden Machteliten: Eine Rückkehr zu den früheren Verhältnissen gibt es nicht, das monarchistische Prinzip wird gestärkt, Souveränitäts- und Konstitutionsforderungen des anwachsenden Liberalismus werden jedoch zurückgedrängt. Es folgt eine lange Friedensperiode.



Gentz bleibt politisch aktiv, ist in diplomatische Dienste eingebunden, sein Rat wird geschätzt. Wer sucht, wird die hinterlassenen publizistischen Spuren hinterfragen, die noch heutige europäische Verhältnisse erklären.
Harro Zimmermanns Biographie vermittelt ein differenziertes Bild dieser wirkungsmächtigen Persönlichkeit in der Habsburger Monarchie. Neben Verweisen auf private Verhaltensweisen und dem publizistischen Umgang mit Freund und Feind vermittelt der Literaturwissenschaftler und Kulturredakteur ein umfassendes Personenportrait. Wir lesen ein breitgefächertes Zeitgemälde, welches nicht nur (anti-)»revolutionäre« Geistigkeit nahebringt, sondern über Tatsachen und Ereignisse argumentiert. Sprachlich mäandert der Autor im Wortgebrauch der Gentz-Epoche: wohltuend! Zwar stört ein gelegentlich eingeflochtenes grobes Denglisch den Lesegenuß, mindert aber kaum das intellektuelle Niveau des Textes.

Uwe Ullrich

Antisemitische Prisenwirkung

Benjamin Ortmeyer: *Indoktrination. Rassismus und Antisemitismus in der Nazi-Schülerzeitschrift »Hilf mit!« (1933–1944),* Weinheim/Basel: Beltz 2013. 154 S., zahlr. Abb., 14.95 €

Selbstverständlich ist der Nationalsozialismus ein unerschöpfliches Thema, und selbstverständlich gilt diese Feststellung auch für die Pädagogik des Nationalsozialismus, zumal der NS-Staat sich ausdrücklich als »Erziehungsstaat« begriff. Allerdings ist die Zahl der empirischen Studien zu einzelnen Aspekten immer noch erstaunlich klein. Insofern greift man interessiert zu einer neuerschienenen Arbeit, die sich mit der Schülerzeitschrift *Hilf mit!* beschäftigt, die vor allem für Kinder vom elften Lebensjahr an gedacht war und in einer hohen Auflage – etwa fünf Millionen Exemplare – erschien. Dem Autor Benjamin Ortmeyer geht es allerdings nicht um die Zeitschrift im ganzen, sondern in erster Linie um rassistische und antisemitische Stereotype in den Beiträgen. Ein wenig ergiebiges Thema, angesichts der Tatsache, daß er schon bei der Durchsicht zu dem Ergebnis kommt, daß in den Friedensjahrgängen 1933–1939 lediglich ein Drittel der Beiträge überhaupt ideologisch geprägt war und die Zahl der Aufsätze mit rassistischen oder antisemitischen Inhalten nur zwei bis drei Prozent ausmachte. Das einzige (!) antisemitische Titelbild von *Hilf mit!* erschien im November 1939 und richtete sich gegen die angebliche »Verjudung« Englands, dann verschwand das Thema aus den Nummern oder tauchte nur noch »in Nebensätzen« auf. Wenn Ortmeyer ausdrücklich darauf hinweist, wie »sparsam« die Schülerzeitschrift das Rassenthema oder die Judenfeindschaft ansprach, wird man seiner Interpretation sicher folgen können, daß Dosierung zu den Erfolgsgeheimnissen der NS-Propaganda gehörte. Andererseits hätte er bei dieser Einsicht nicht stehenbleiben dürfen. Vielmehr wäre in die Analyse einzubeziehen, daß die Verantwortlichen offenbar sehr früh begriffen hatten, daß eine Agitation im Stil des *Stürmer* von der Bevölkerungsmehrheit abgelehnt wurde und sich die Propaganda niemals so weit von der faßbaren Realität entfernen durfte, daß mit Reaktanz zu rechnen war. Diese Feststellung hätte allerdings nicht in die Vorgaben des Buches gepaßt, das seine Daseinsberechtigung weniger aus dem Drang nach wissenschaftlicher Erkenntnis, eher aus heutigen Zielen der politischen Bildung ableitet, insofern es hilft, »auch aktuell Rassismus und Judenfeindschaft besser zu erkennen, und zur Aufklärung über diese menschenverachtenden Ideologien beizutragen«.

Karlheinz Weißmann

Sterben wollen sollen

Andreas Krause Landt u.a.: *Wir sollen sterben wollen. Warum die Mitwirkung am Suizid verboten werden muß,* Waltrop/Leipzig: Edition Sonderwege 2013. 200 S., 14.90 €.

Bei manchen Fragen geht es buchstäblich um Leben und Tod: so bei der Frage der Sterbehilfe. Dies zeigt ein eindrucksvolles kleines Bändchen. Einer der Beiträger ist der Medizinethiker Axel W. Bauer. Er argumentiert zurückhaltend und abwägend, doch stellt er dabei unmißverständlich den Zusammenhang her zwischen zu erwartender demographischer Alterung bei sinkendem Wohlstandsniveau, steigenden Pflegekosten und objektiven Verteilungsproblemen. Bauer erinnert an den hippokratischen Eid. Ein Arzt, so hatte Hufeland im 18. Jahrhundert gesagt, der sich an der Tötung eines Patienten beteilige, werde zum »gefährlichsten Mann im Staate«. Bauer schärft den Blick dafür, daß seit den 1990er Jahren das Selbstbestimmungsrecht des Patienten in der medizinethischen Debatte verabsolutiert wurde.

Der Gesetzentwurf der Bundesregierung vom Beginn des Jahres 2013 ist vor diesem Hintergrund aufschlußreich nicht so sehr in den Punkten, die er regelt, als vielmehr in den anderen, über die er schweigt. Inkriminiert wird in der Neufassung des Paragraphen 217 lediglich die »Gewinnerzielungsabsicht«. Jede nicht vordergründig kommerzielle Suizidbegleitung werde durch dieses Schweigen des Gesetzes privilegiert. Suizidneigungen beruhen zumeist auf Depressionen. Sie erfordern Begleitung; in nicht wenigen Fällen kann Abhilfe geschaffen werden. Völlig verfehlt ist es hingegen, eine Autonomie zu definieren, die über die Vorgegebenheit des menschlichen Lebens, seine physische Grundlage selbst, befinden möchte. Freilich: Der Konstruktivismus der Gender-Ideologie argumentiert ebenfalls mit der Zielsetzung einer Außerkraftsetzung der Wurzeln der Natur. Ist der Suizid auf Krankenschein nur die logische Folge? Solche Linien zieht Andreas Krause Landt in einer Polemik, deren sprachlich rhetorische Kraft den Vergleich mit einem Karl Kraus nicht scheuen muß. Die sogenannte »Sterbehilfe« ist für ihn Mitwirkung am Suizid, ideologischer Höhepunkt einer neuen Diktatur des Egalitarismus, die auch vor dem Tod nicht haltmacht. Mit gelegentlich überdehnten heroischen Metaphern charakterisiert Landt den Selbstmord als äußersten und letzten Akt. Doch unheimlich und zugleich niedrig ist die implizite Alternative zwischen totaler Inklusion und dem Tod. Eindrücklich zeigt Landt, daß die Antwort auf das Unbehagen am Leben nur die bleibende Affirmation auf Glaube, Liebe und Hoffnung sein kann.

Damit ist auf den wundervollen, wiederabgedruckten Text von Reinhold Schneider, »Über den Selbstmord« (aus dem Jahr 1947), verwiesen, der aus der Erfahrung von Depression und Verzweiflung einen inneren Bezug zum äußersten Akt hatte. Schneiders Maxime war aber: »Lassen wir uns nicht täuschen mit den Worten unseres Bezirks über einen Bezirk, von dem wir nichts in Erfahrung bringen!« Ob man der Auflösung des tragischen Abgrundes in Schneiders urchristlichem Bekenntnis zum Erlösungsglauben folgen kann oder nicht – diese Schwelle sollte nicht überschritten werden, im Denken nicht und nicht im Handeln.

Harald Seubert

Schwert überm Abendland

Simon James: *Rom und das Schwert. Wie Krieger und Waffen die römische Geschichte prägten,* Mainz: Philipp von Zabern 2013. 320 S., zahlr. Abb., 29.99 €

Zu den erstaunlichen Renaissancen in der Historiographie gehört neben der Wiederkehr der Weltgeschichte die der Militärgeschichte. Nachdem man über lange Zeit so getan hat, als ob dem Krieg nur eine untergeordnete Bedeutung in der Entwicklung der Menschheit zukomme und andere – soziale, ideologische, ökonomische, zuletzt auch ökologische – Faktoren als »Vater aller Dinge« zu betrachten seien, ist jetzt eine Trendwende zu beobachten. Die hat ihren Ausgangspunkt ohne Zweifel im angelsächsischen Raum, wo Militärgeschichte niemals einem solchen Verdikt zum Opfer gefallen ist wie in Deutschland. Das neue Buch des britischen Archäologen Simon James untersucht allerdings die Frage, »Wie Krieger und Waffen die römische Geschichte prägten« – so der Untertitel – auf eine andere als die traditionelle Weise. Für James stehen die Soldaten an der Basis und ihre Konfrontation mit dem Gegner im Mittelpunkt, nicht die obere Linie der politisch-strategischen Entscheidungen, sondern der Aufstieg Roms als »Ergebnis von Schlachten, Feldzügen, Kriegen und imperialer Herrschaft«, das heißt als »das kumulative Ergebnis unzähliger individueller Bluttaten«.

Es ist keine Nebensächlichkeit, daß das lateinische Wort für Krieger – *miles* – anfangs als Synonym für »Mensch« oder »Mann« verwendet wurde. Die römische Gesellschaft war ihrem Ursprung nach eine kriegerische, wobei die Identität von Bürger und Kämpfer ganz wesentlich zur Selbstbehauptung in der ersten Phase beitrug und dann die Ausdehnung über die Grenzen der Polis erlaubte, das Erreichen einer Vormachtstellung auf der Apenninenhalbinsel, dann im Mittelmeerraum und schließlich die Gründung eines Imperiums, das sich von Skandinavien und Schottland im Norden bis an die Sahara im Süden, von Gibraltar im Westen bis in die Wüsten des Vorderen Orients im Osten erstreckte. Das alles wurde erreicht infolge einer langen Reihe von Gewaltakten. Und wenn James sein Buch mit »Rom und das Schwert« überschrieben hat, ist das nicht metaphorisch gemeint. Denn tatsächlich gehörte zum Aufstieg der Stadt ganz wesentlich die Durchsetzung des Schwertes als Infanteriewaffe, kombiniert mit einer neuen Art des Formationskampfes und einer neuen Vorstellung von militärischer Disziplin. Wenn Rom schließlich unterging, hatte das nicht nur mit Erschöpfung und Überdehnung der Fronten zu tun, nicht nur mit dem Auftreten unerwarteter Gegner, die sich teilweise der römischen Militärtechnik bedienten, sondern auch mit dem Verschwinden des Bürgersoldaten, dann des Berufskriegers und dem Niedergang der Legion in ihrer klassischen Gestalt. Aber so oder so bleibt »für das Abendland … das römische Schwert als furchteinflößendes materielles Artefakt und grimmige Metapher zentraler Bestandteil unserer gemeinsamen Geschichte«.

Karlheinz Weißmann

Henryk Broders verfolgende Unschuld

Günter Scholdt: *Vergeßt Broder! Sind wir immer noch Antisemiten?* Schnellroda: Antaios (= *kaplaken,* Bd. 36) 2013. 96 S., 8.50 €

Kann es ein – üblich polemisch aufgemachtes – Buch Henryk M. Broders wert sein, daß man sich in einer eigenen Gegenschrift daran abarbeitet? Günter Scholdt, emeritierter Professor für Literaturwissenschaft und bis 2011 Leiter des Literaturarchivs Saar-Lor-Lux-Elsass, ist offenbar dieser Meinung. Seine Abrechnung mit Broders nur scheinbar ikonoklastischem Werk *Vergeßt Auschwitz!* ist nun bei Edition Antaios in der *kaplaken*-Reihe als Band 36 erschienen.

Bereits die Kapitelüberschriften zeigen, daß Scholdts Anspruch deutlich umfassender ist, als eine reine Antithese abzuliefern. Broder dient hier nämlich nur als Stichwortgeber (inklusive seiner frechen Unterstellung des populären »Antisemitismus aus schlechtem Gewissen« in der postmodernen BRD). Scholdts wahres Anliegen ist eine Bestandsaufnahme der allgegenwärtigen Antisemitismus-Vorwürfe in unserer Zeit: von der begrifflichen Unschärfe aller Schlagworte mit dem Präfix »anti-« über die Hysterie rund um das simple Aussprechen apokrypher Wahrheiten und offener Geheimnisse bis hin zu den weltweiten, knallhart-politischen Nutznießern jener »moralisch erzwungenen Verdummung« (Egon Flaig).

Dabei vollbringt es der Autor, den scheinbar angestoßenen Diskurs sachlich zu entzaubern. Bedeutsam ist dabei die Klarstellung der moralischen

Selbstüberhöhung der wenigen, die sich, wie Broder, aufgrund ihrer Herkunft im argumentatorischen Minenfeld der Holocaust-Lobby frei bewegen können. Ihr Dünkel der »verfolgenden Unschuld« (Scholdt) nimmt selbst israelkritische Juden wie Evelyn Hecht-Galinski oder Norman Finkelstein ins Visier; Broder selbst prozessierte bereits mehrfach in dieser Richtung. Scholdt leitet daraus zutreffend ab, daß es gerade den Deutschen unmöglich sei, durch noch so tiefe Kotaus und viele schöne Worte den »strukturellen Vorurteilen« der Gegenseite zu entgehen.
Scholdts Beweisführung entlarvt Broders Intention, die Fixierung auf alles, wofür das Pars pro toto »Auschwitz« steht, zugunsten einer noch bedingungsloseren Anbindung an das heutige Israel aufzugeben. Daß dies in einem feuilletonistischen, teils jovialen Tonfall geschieht, macht das Büchlein nur flüssiger zu lesen und vermag die scheinbar »häretischen« Aussagen für unsichere Leser verdaulich machen – ohne daß dadurch Scholdts Argumentation ihren Biß verlieren würde . Für all jene, die sich mit der Thematik bereits selbst auseinandersetzten, versammelt das Werk lediglich bereits Bekanntes in geraffter und zugespitzter Form.

Nils Wegner

Unkorrumpierbar: Hans Bergel

Hans Bergel: *Das Spiel und das Chaos. Essays und Vorträge,* Berlin: Edition Noack & Block 2013. 195 S., 18 €

Der Schriftsteller Hans Bergel wird in zwei Jahren 90 Jahre alt. Er ist bis heute produktiv geblieben. Begonnen hat diese schriftliche Entladung, als Bergel vom siebenbürgischen Hermannstadt aus Botengänge für antikommunistische Partisanen und versprengte Wehrmachtsangehörige in die Südkarpaten übernahm und den Geist des Widerstands aufsog: Zettel, Zeitungsränder, Kartonstücke boten Raum für Notizen; Bergels Schwester sammelte die Fragmente und schrieb sie ins reine. *Fürst und Lautenschläger* heißt diese erste Erzählung, ich konnte sie in Rumänien aus der Bibliothek eines dort verbliebenen Siebenbürger Sachsen entleihen und lesen. In Bergels jüngstem Essayband ist nun die Entstehungsgeschichte dieser großartigen, antiquarisch unauffindbaren Widerstandsparabel niedergelegt.
Dieser autobiographische Text allein lohnt die Lektüre, und der Literaturwissenschaftler George Gutu hat recht, wenn er in seinem Vorwort *Das Spiel und das Chaos* als gewichtigste der Essaysammlungen Bergels bezeichnet. Es verdichtet sich darin, was Bergel – der früh in der von Armin Mohler geleiteten Siemens-Stiftung vortrug – zu einem unkorrumpierbaren Kopf gemacht hat: die Erfahrung des Grauens im Lagersystem des kommunistischen Rumäniens; die Erfahrung der Schwierigkeit, in diesem System oder in der BRD »deutsch« zu bleiben; und die Fähigkeit, sich durch verzweifelte äußere Umstände nicht den Blick auf die Literatur, das Schöne, das Unversehrte, das »Hebende« nehmen zu lassen.
Zwei Beispiele aus dem vorliegenden Band: Bergel war einer der wenigen, die den Sammelband *Die selbstbewußte Nation* (1994) ausführlich und positiv rezensierten und die Legitimität dieses rechten, demokratischen Aufbruchs hervorhoben. Dieser Text ist unter dem doppelsinnigen Titel »Deutsche Bedenken« aufgenommen und zeugt von großem Unmut über die verweigerte Debatte mit den klugen Beiträgern (u.a. Karlheinz Weißmann) dieses Buchs so kurz nach der Wende.
Zeitlos erscheint dagegen Bergels Beschäftigung mit Goethe, Kleist und Schiller – aber das täuscht: Die beiden Eingangstexte sind Zeugnisse fruchtbarer (nicht bildungsbürgerlicher!) Kenntnis der Klassiker, die tot wären, rüsteten sie ihre Leser nicht. Wo Goethe an der Ordnung festhielt, war Kleist moderner, ohne Illusion – der eine wie der andere je eine Linie auf dem »Psychogramm der Deutschen«.
Bergel selbst ist auch eine solche Linie, ein Zwei-Kulturen-Mensch, ein Rumäniendeutscher, ein großer Erzähler. Noch pflügt er.

Götz Kubitschek

Bewaffnete Ästhetik

Alex Kurtagić: *Warum Konservative immer verlieren.* Übersetzt und mit einem Vorwort versehen von Martin Lichtmesz. Schnellroda: Antaios (=*kaplaken,* Bd. 35) 2013. 88 S., 8.50 €

Undogmatisch, oft auch ketzerisch ist der Zugriff Alex Kurtagićs auf die Aporien der (Post)Moderne. Daß seine Analysen der Lage »des Westens« und »der Weißen« ohne falschen Respekt vor Institutionen daherkommen, hat den Briten innerhalb der anglophonen rechten Bloggerszene zum Geheimtip gemacht. Der Multiaktivist, der langjährige Erfahrung als Musiker, Graphiker und Verlagsbetreiber vorweisen kann, betrachtet die Agonie der europäischen Völker kulturell-metapolitisch. Die so gewonnenen Erkenntnisse sind geradezu bilderstürmerisch: So plädiert er dafür, einen Konservatismus abzuräumen, der nicht Gegenposition, sondern Komplement zum Liberalismus sei.
Mit dem 35. Band der Reihe *kaplaken* ist in der Edition Antaios zu diesem Thema eine Sammlung von vier Essays erschienen. Unter dem klingenden Titel *Warum Konservative immer verlieren* wird der Frage nachgegangen, wie eine Gegenbewegung zu politischer und ethnischer Selbstauflösung wirksam werden kann.
Dem Warten auf einen nebulösen Umsturz, der das Chaos hinwegfegen werde, erteilt

Kurtagić in »Avantgarde, Ästhetik, Revolution« eine klare Absage. Er entwirft das Gegenbild eines traditionalen Avantgardismus, dessen Träger notwendigerweise ein randständiges Dasein führten – eben dieses übe eine Faszination aus, wie der Autor aus seinem Wirken in der Black-Metal-Subkultur weiß. Die Frage des Stils sei essentiell dafür, (junge) Menschen auf emotional-unbewußter Ebene anzusprechen. Der titelgebende Aufsatz konkretisiert dies anhand von acht Beispielen in bezug auf den Konservatismus, dessen Niederlage Bedingung für das Ende des westlichen Liberalismus sei. An seine Stelle müsse die Tradition treten, und mit ihr die Rückbesinnung auf Ordnung und Hierarchien. Die Frage »Sind Linke intelligenter?« wird verhaltenspsychologisch betrachtet und abschlägig beantwortet, während »Wozu all die Theorie?« die Bedeutung eines klar strukturierten Gedankengebäudes für jede Veränderung in der Gesellschaft herausarbeitet.

Zusammen mit einem kenntnisreichen Vorwort des Übersetzers Martin Lichtmesz stellt das Büchlein ein treffliches Rüstzeug für das Erstarken dessen dar, was Kurtagić die »bewaffnete Ästhetik« nennt, und dürfte manchen Leser zum politischen Umdenken veranlassen.

Nils Wegner

Mit dem Großmufti für Deutschland

Zvonimir Bernwald: *Muslime in der Waffen-SS: Erinnerungen an die bosnische Division Handžar (1943–1945)*, Graz: Ares, 2012. 416 S., 24.90 €.

Der Autor, als Deutscher im Königreich Jugoslawien geboren, beginnt das Buch mit einer Schilderung von Politik und Lebensverhältnissen in Kroatien bis zum Balkanfeldzug der Wehrmacht. Im Oktober 1942 wurde er als Freiwilliger zur Leibstandarte nach Berlin eingezogen. Über die Stationen Frankreich und Ellwangen landete Bernwald 1943 aufgrund seiner Sprachkenntnisse beim Aufbaustab der Division »Handžar«, wo er an der Ausbildung der Imame zu weltanschaulichen Erziehern der mohammedanischen Rekruten teilnahm. Dabei begegnete er dem Großmufti von Jerusalem, Amin el-Husseini, der den Aufbau dieser aus Bosniern rekrutierten Division mit deutschem Rahmenpersonal intensiv begleitete und ihr mehrere Besuche abstattete. El-Husseini stand auf seiten Deutschlands, denn mit einem Sieg des Reiches hoffte er, die arabische Welt vom franko-englischen Kolonialjoch zu befreien.
Die Werbung erbrachte mehr Freiwillige, als gebraucht wurden. Aufstellungsort der Division war Südfrankreich, wo es am 17. September 1943 zu einer Meuterei im Pionierbataillon kam, die jedoch schnell niedergeschlagen wurde. 14 Meuterer wurden standrechtlich erschossen. In der Folge mußten 830 Unzuverlässige ausgesondert werden. Offenbar hatten sich nicht wenige Parteigänger Titos anwerben lassen. Die »Handžar« wurde zur Ausbildung nach Neuhammer/Schlesien verlegt und ging im Februar 1944 in den Einsatz gegen Tito-Partisanen, die immer wieder versuchten, in die mehrheitlich von Muslimen bewohnten Gebiete Bosniens vorzudringen. Die Härte der Kämpfe führte aber dazu, daß die Zahl der Deserteure anstieg, der Kampfwert der Division sank. Sie wurde Ende 1944 nach Ungarn verlegt und stemmte sich der russischen Dampfwalze entgegen. Auf die »Reichsschutzstellung« zurückgedrängt, zog die Division am 5. Mai 1945 von hier in Richtung Westen, um nicht in sowjetische Gefangenschaft zu geraten. Die noch in der Division befindlichen Bosnier wurden in ihre Heimat entlassen. Ein umfangreicher Anhang – u.a. zur Landesgeschichte und mit Faksimiles der Divisionszeitschrift *Handžar* – runden das informative Werk ab.

Olaf Haselhorst

Vom Bauplan der Alchimisten

Claudia von Werlhof: *Der unerkannte Kern der Krise. Die Moderne als Er-Schöpfung der Welt,* Uhlstädt-Kirchäsel: Arun 2012. 48 S. mit CD (Laufzeit ca. 70 min.), 19.95 €

Wo heute gegen »den Feminismus« argumentiert wird, heißt es oft anklagend, Frauen hielten sich für die »besseren Menschen«. Damit freilich rennt man offene Türen ein. Der seit Jahrzehnten wirksame Universalitätsfeminismus geht strikt von einer grundsätzlichen Gleichheit der Geschlechter aus. Moderne Frauen legen Wert darauf, über Killerinstinkt und Aggressionsgebaren zu verfügen. Frauenforschung (überkommen) und Genderwissenschaften (vorherrschend) sind drum auch ein ungleiches Paar Schuhe. Claudia von Werlhof ist in diesem Sinne eine unzeitgemäße Feministin und als solche eine schillernde Figur. Die emeritierte Professorin für politische Frauenforschung, demnächst 70 werdend, ist mit ihrer üppigen grauweißen Mähne bereits eine imposante Erscheinung. Ins mediale Sperrfeuer geriet sich nicht wegen ihrer in zahlreichen Werken publizierten »kritischen Patriarchatstheorie«, sondern weil sie 2010 die Frage aufwarf, ob das Erdbeben in Haiti nicht durch eine Radiowellentechnologie (HAARP) von den USA ausgelöst worden sein könnte.
Auch im vorliegenden Buch, das eher ein etwas konfus zu lesendes Begleitbändchen zum Hörbuch ist, geschieht von Werlhofs Zugriff über die Form einer Verschwörung. Daß die von ihr beklagten Zustände einem systematischen Willen der Mächtigen entspringen, daß es also eine geheime Weltlenkung gibt, diese Sicht muß man als Leser nicht

teilen, um ihrer Argumentation (die man sicher besser anhöre!) dennoch einen Erkenntniswert abzugewinnen.
Die moderne, vor allem die aufgeklärte Welt sieht von Werlhof einem alchemistischen Transformationsprozeß unterworfen. Das klingt esoterisch, ist in Zügen aber bezwingend und wurde überdies bereits von Friedrich Nietzsche (den sie nicht nennt) in seiner *Genealogie der Moral* unter einer anderen Matrize ähnlich aufgezeichnet.
Technik, so die Autorin und Sprecherin, habe die Schöpfungskräfte der (weiblichen) Natur usurpiert. Standardverfahren der Alchimisten sei, das Lebendige zu sammeln, die Dinge zu abstrahieren, zu mortifizieren, zu zersetzen, bis eine Masse ohne Qualität, eine »materia prima« vorliege, die dann willkürlich in eine neue Ordnung gebracht werden soll. Von Werlhof beruft sich auf zahlreiche Beispiele für das wunderbare Funktionieren dieser Technik: Bewußtseinsprozesse wie Gender Mainstreaming und *political correctness* seien so etabliert worden; auf der leiblichen Ebene werde dieses Muster in der Reproduktionsmedizin sichtbar, daneben nennt sie die Umwandlung von konkretem Reichtum in abstrakten, auf Papiergeld beruhenden Reichtum sowie diverse Bildungsoffensiven: Bildung bedeute heute nichts anderes als ein zerstörerisches »Einüben des Funktionierens in den alchemistischen Gesamtzyklus«, der letztlich eine hybride »Gegennatur« zum Ziel habe. Das Konstrukt trete an die Stelle des Organischen, die hypertrophe Beschleunigung anstelle des Wachsenden, verordnete Wahrheiten anstelle von alters her überkommener Tabus.
Von Werlhof changiert in ihrem Gestus zwischen den Rollen der Närrin und der weisen Hohepriesterin. Es stehen wenig andere Gestaltformen zur Verfügung, um gegen den Hauptstrom zu beharren.

Ellen Kositza

Die vergessene Richtung des Horizonts

Michael Großheim: *Zeithorizont. Zwischen Gegenwartsversessenheit und langfristiger Orientierung,* Freiburg i. Br.: Alber 2012. 232 S., 20 €

Daß der Mensch seit der Antike im griechischen Epos, der Tragödie und der Philosophie sein Leben nicht nur nach Augenblicken, sondern als Lebenslauf begreift, bringt einen erweiterten Zeithorizont in den Blick: Leben ist Biographie und erst vom Ende her zu deuten. Michael Großheim widmet dem meist übersehenen Phänomen des Zeithorizontes eine souveräne, auch wenig bekannte Referenzen aufnehmende kulturphilosophische Studie – wohl vor dem Hintergrund der berechtigten Diagnose, daß sich die Zeit in der gegenwärtigen Welt wieder auf Augenblickserfahrungen und Events reduziert. Europäisches Geschichtsbewußtsein konnte dagegen nur vor diesem weiteren Zeithorizont überhaupt aufkommen. Selbstdisziplinierung und das seit der Stoa und Cicero bestimmende Selbstverständnis des eigenen Lebens in der Folge der Generationen werden von Großheim als Zeitverhältnis exponiert. Dies hat weitreichende Folgen, bis hin zum Generationenvertrag nach der sozialen Marktwirtschaft nach 1945, der nicht auf zwei, sondern auf drei Generationen begründet sein muß, wenn er denn wirksam werden soll: »In der Kette der Individuen entsteht die allgemeine Lebenserfahrung« (Dilthey).
Auch ökologische Nachhaltigkeit ist ohne den erweiterten Zeithorizont nicht zu gewinnen; eine Politik, die sich nicht zwischen Vorfahren und Nachkommen situieren kann, wird unweigerlich von einer Krisenwelle zur nächsten gejagt, so wie wir es derzeit erleben.
Besonders sinnvoll ist es daher, daß es Großheim nicht nur bei phänomenologischer Analyse beläßt, sondern daß er eine Zeit-Paideia ans Ende seines Buches stellt. Wie bereits Walther Rathenau erkannte, wird sie unter anderem darin bestehen, im imaginierten Rückblick der »Kommenden« den Zeitgenossen den Spiegel vorzuhalten; eine solche Übung wird freilich in hohem Grade »unzeitgemäß« sein müssen. Denn sie verpflichtet den Menschen auf Eigentätigkeit und darauf, nicht »wie ein Vergnügungsreisender« (J. Cohn) dahinzusegeln.
Großheims Analysen folgen der Ideengeschichte und interpretieren sie in einer systematisch fruchtbaren Weise. Großheim ist ein Meister indirekter Mitteilung: Obwohl er auf vordergründige politische Anwendungen ganz und gar verzichtet, erschließt sich die Brisanz seiner Überlegungen sofort: Jacob Burckhardt wußte, daß Barbarei Geschichtslosigkeit ist. Großheim kommentiert: »Der sympathische Zeithorizont-Barbar ist sozusagen eine ständige Versuchung für den müde gewordenen Vertreter der Spätkultur.«

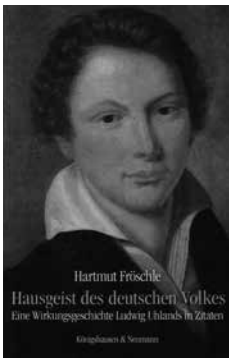
Harald Seubert

Vergeßt nicht Uhland!

Hartmut Fröschle: *Hausgeist des deutschen Volkes. Eine Wirkungsgeschichte Ludwig Uhlands in Zitaten,* Würzburg: Königshausen und Neumann 2012. 388 S., 39.80 €

Es steht zu vermuten, daß die vorliegende Wirkungsgeschichte Ludwig Uhlands (1787–1862) in Zitaten das Leben der Germanistenzunft bereichert. Das sicher! Hingegen braucht es weder Fachkunde noch eine spezielle Vorliebe für den Dichter und Politiker Uhland, um an diesem Kompendium reichen Lesegenuß zu finden. Man darf, ohne der wissenschaftlichen

Leistung Abbruch zu tun, sagen: Ein rudimentäres, womöglich gar boulevardeskes Geschichtsinteresse ist hinreichend, um in diesem Fundus des emeritierten Literaturprofessors (Universität Toronto) Hartmut Fröschle einen vortrefflichen Schmöker zu finden. Zu Lebzeiten war Uhlands Prominenz gleichrangig mit der Schillers und Goethes. Schall und Rauch! In den 1980er Jahren vermerkt ein Journalist, daß die »meisten Lehrlinge« dem Namen des großen vaterländischen Dichters ahnungslos gegenüberstehen. »Unsere neuen Lernzielprogrammierungen« hätten Uhland aus den Lesebüchern getilgt, klagte man bereits 1974 in der *FAZ*. Fröschle bescheidet in seinem knappen Vorwort denn auch trocken, daß »vielen dem Zeitgeist Verhafteten«, die Deutschland glücklich im »postnationalen Zustand« sehen, das Buch nicht gefallen werde.



1993 traute der Bundespräsident (es war von Weizsäcker) dem bis heute gängigen Trauerlied vom »Guten Kameraden« nicht. Er ließ einen Mitarbeiter anfragen, woher der Text stamme und welche »Aufführungstradition« das Lied habe. Ob es noch in die zeitgenössische »politische Gedenkkultur« passe? Ja. Uhland hat überlebt. Dies zu sichern diente auch eine jüngst zum 150. Todestag in Tübingen kuratierte Ausstellung, die gleich im Titel den Patrioten Uhland als »Linksradikalen« (Paulskirchenparlament!) aufzufassen bemüht war. Immerhin ist derzeit nur eine Straßenumbenennung zuungunsten Uhlands zu vermerken: Im namibischen Windhuk mußte Uhland einer Kenneth-Kaunda-Straße weichen, mithin jenem Mann, der Sambia ein Vierteljahrhundert lang abgewirtschaftet hat. Jüngere Debatten (die Anthroposophen immerhin attestieren Uhlands Werken eine tiefe »Heilsamkeit«) machen nur einen Bruchteil des Buches aus. Bereits die Zeitgenossen hatten es nicht immer leicht mit dem literarischen »Hausgott« (Gustav Freytag) der Deutschen. Oft geht die Rede von der Schweigsamkeit des Tübingers, ja, von seiner Mißmutigkeit, seiner »nachpubertären Austrocknung« und seinem »widerwärtig schwäbelnden Akzent«. Und dennoch, letztlich schätzten sie alle, ob Goethe, Hoffmann von Fallersleben oder Friedrich Engels »diesen Bronnen deutscher Kraft und Kunst« (de la Motte Fouqué), den mancher gar einen »konservativen Revolutionär« nennen wollte. Heißt? Mal wieder diesen Hausgeist aufrufen!

Ellen Kositza

Röwer plaudert aus dem Nähkästchen

Helmut Roewer: *Nur für den Dienstgebrauch. Als Verfassungsschutz-Chef im Osten Deutschlands,* Graz: Ares 2012. 270 S., 24.90 €

Mehr als sechs Jahre stand Helmut Roewer von 1994 bis 2000 an der Spitze des Thüringer Landesamts für Verfassungsschutz. Als Präsident war er maßgeblich am Aufbau der Behörde beteiligt. In seine Amtszeit fiel allerdings auch das Untertauchen der drei Jenaer Rechtsextremisten Uwe Mundlos, Uwe Böhnhardt und Beate Zschäpe, die Jahre später als sogenannte Zwickauer Terrorzelle für Schlagzeilen sorgen sollten.

Seit dem Bekanntwerden der mutmaßlichen Terrorgruppe »Nationalsozialistischer Untergrund« (NSU) im November 2011 ist auch Roewer in den Fokus der Öffentlichkeit gerückt. Ihm und seiner Behörde wird angelastet, durch unzureichende Weitergabe von Informationen das Untertauchen des Trios begünstigt und die spätere Fahndung behindert zu haben. Doch Roewer weist die Vorwürfe zurück. In seinen im Ares-Verlag erschienenen Erinnerungen stellt er klar: Sein Amt beschaffte 1998 die Information, daß Böhnhardt und Mundlos mit Sprengstoff hantierten, und setzte die Polizei davon auch in Kenntnis. Doch diese versäumte es ihrerseits, die beiden festzunehmen. Roewers Angaben decken sich mit den Erkenntnissen der Ermittlungsbehörden und Untersuchungsausschüsse, die sich mit der Aufklärung des Falls beschäftigten. Danach war es damals in der Tat der Thüringer Verfassungsschutz, der auf die Aktivitäten des Trios aufmerksam wurde und die Polizei darüber informierte. Warum diese aber die mutmaßlichen Bombenbastler entkommen ließ, ist bis heute nicht vollständig geklärt. Roewer führt die Panne auf eine »falsche Weichenstellung« zurück, denn die Polizei sei nur mit einem Durchsuchungsbeschluß, nicht aber mit einem Haftbefehl ausgestattet gewesen. Als dann bei der Razzia der Sprengstoff gefunden wurde, sei den Beamten nicht bewußt geworden, daß sich die Rechtslage damit änderte und sie Böhnhardt wegen einer aktuellen Straftat hätten sofort festnehmen können.

Auch wenn Roewer in seinem Buch nichts wirklich Neues zum NSU beiträgt, lohnt dessen Lektüre allemal. Denn der ehemalige Panzeroffizier bietet nicht nur einen Einblick in eine Behörde, bei der Verschwiegenheit oberste Priorität hat, sondern er offenbart auch, wie mehrfach versucht wurde, diese für parteipolitische Zwecke einzuspannen – zum Beispiel im Kommunalwahlkampf gegen Herausforderer der regierenden CDU. Das alles schildert Roewer in durchweg launigem Ton, angereichert mit zahlreichen Anekdoten, die viele der damals politisch Agierenden in einem wenig vorteilhaften Bild erscheinen lassen. Ihnen dürfte durchaus daran gelegen sein, daß diverse Medien heute versuchen, die Glaubwürdigkeit des ehemaligen Verfassungsschutzchefs anzukratzen.

Felix Krautkrämer

Rechte Linke

Das neue *Kursbuch* (und »neu« gilt nach wie vor doppelt, da das legendäre Organ seit 2012 unter den Fittichen des Murmann-Verlags ein deutlich verändertes Profil angenommen hat) titelt »Rechte Linke«. Ein geradezu unermeßlich weiter Assoziationsspielraum! Erst recht, wenn man attributiv/nominal flexibler gewesen wäre und die linken Rechten einbezogen hätte. Hat man sogar, wenn auch nur punktuell. Rechts oder links, so befindet Herausgeber Armin Nassehi, sei in politischen Debatten »immer noch die stabilste Entscheidung. Aber kann man eigentlich rechts sein? Ist die Unterscheidung nicht längst implodiert, nachdem alle sich in der Mitte treffen?« Rechts jedenfalls wolle niemand sein. Und wo doch, »im Umkreis etwa von Zeitschriften wie *Junge Freiheit* und *Sezession*«, dort muteten »die semantischen Figuren bisweilen eher links an.« Es werde dort versucht, die »Etablierten« und eigentlich Konservativen als Verfechter des Stillstands zu verstehen, »während man sich selbst eine geradezu revolutionäre Semantik zulegt, … die den linken Desperados der 70er Jahre ähnlicher ist, als alle Beteiligten wollen. Pate steht die merkwürdig paradoxe Figur der Konservativen Revolution von Armin Mohler – eine ideologische Form, die antiegalitär, antidemokratisch und antiliberal ist, aber durchaus revolutionär. Es sind – zumindest, was die semantischen Formen angeht – hier linke Rechte am Werk.«

Wohingegen, diese Erkenntnis durchzieht auch andere Beiträge dieses *Kursbuchs:* die Ur-Linken werden konservativer . Johan Schloeman hält widersprüchliches Gebaren einer sich linksliberal verstehenden Großstadtelite fest: »Man bestellt sich, ohne mit der Wimper zu zucken, ein 0,1-Liter-Glas Wein für 5.90 Euro und klagt darüber, wie sehr doch die hohen Mieten den Charakter der Stadt zu verändern drohen.« In diesem Sinne gäbe es »ziemlich viele rechte Linke.« Lesenswert: Das Streitgespräch zwischen Axel Honneth und Paul Nolte über »rechts und links in der globalisierten Moderne«, Barbara Vinken über die alte Weisheit, wonach links dort sei, wo der Daumen rechts ist, und Konrad Paul Liessmann über lechts und rinks und das »Verschwimmen der großen Konturen«: »Wo Feinde verschwinden und der Unterschied zwischen diesen und den Freunden nicht mehr benannt werden kann, verliert die Politik im wahrsten Sinne ihres Wortes das Gesicht: Sie wird schwammig, beliebig, diffus, phraseologisch und ungenau.«

Das *Kursbuch* (Nr. 173/März 2013, 208 S.) erscheint ab sofort viermal jährlich und kostet als Einzelheft 19 €: www.kursbuch-online.de

Rechte Romantik

Ob die parteilpolitisch als extrem verortete Rechte ihren Ruf als Hort von Banausen und Illiteraten bösartigen Zuweisungen von außen zu verdanken hat oder eher sich selbst: eine gute Frage. Jedenfalls gilt die stramme Rechte, auch die eher sozialistische, als eher dumpf und ihre Einlassungen als voraussehbar. Das mag an der Berichterstattung der Leitmedien liegen oder an dem Anschauungsmaterial, das Blätter wie die *Deutsche Stimme* (NPD) selbst liefern. Kenner der Szene wissen, daß NPD-Funktionär Karl Richter mal ein opulentes Werk über Richard Wagner verfaßt hat, daß der unlängst die Seiten wechselnde Ex-NPD/Ex-DVU-Mann Andreas Molau einen Roman geschrieben hat, und noch intimere Szenekenner munkeln über noch populärere Werke, die sich unter Pseudonym bestens verkaufen.

Der Düsseldorfer Björn Clemens, einst dem rechten Flügel der Republikaner zugehörig und nach wie vor stark »rechts« zu verorten, bewegt

sich seit Jahren agil in der poetischen Publizistik. Nun hat er mit *Pascal Ormunait* (Telesma-Verlag 2013, 376 S., 22.80 €) einen »deutschen Justizroman« vorgelegt, beworben als »literarische Kampfansage gegen grünbürgerliche Realitätsverweigerung.« »Ormunait«, das will irgendwie ostpreußisch klingen, ist aber ein gebastelter Name, der als Anagramm erscheint. Nur, welches? »Tau in Rom« wird es nicht sein, der Rücktritt des Pap-

stes kann bei Drucklegung nicht bekannt gewesen sein. Eher »Unita Rom«? Oder »Main Tour«, die Hauptstrecke? Einerlei, der große Rest ist wenig verrätselt: Ein alter Mann stirbt an den Folgen eines Überfalls durch fremdstämmige Intensivtäter. Pascal, der Enkel, eine zwar typisch großstädtisch sozialisierte, ansonsten aber ungebrochen positiv und »nachdenklich« gezeichnete Person, macht ebenfalls »Bekanntschaft mit der multikulturellen Wirklichkeit« und vor allem mit den juristischen und zivilgesellschaftlichen Fährnissen, in die ein eigentlich unbescholtener, aber sich ungünstigerweise unausgesprochen »rechts« fühlender junger Mann gelangen kann.

Clemens hat sich erkennbar Mühe gegeben mit seinem umfänglichen politischen Lehrstück. Es gibt Sex & Crime, es gibt einen hübschen Spannungsbogen, und es gibt einen Helden. Die Sprache ist grammatikalisch korrekt, authentische Jugendsprache fließt ein. Andererseits wird die vielgestellte Frage, warum es heute keine große politische Literatur mehr gibt, hier ganz gut beantwortet. Weil der Leser, der nebenbei doch auch Kunst sucht, unter einem Feuerwerk an Botschaften leidet. Näheres zum Roman unter: www.abendblaeue.de

Graben für Germanien

Es gestaltet sich heute denkbar schwer, mit archäologischen Fragestellungen und Funden Massen in Museen zu locken: Was hingegen zuverlässig zieht, ist jegliche Verknüpfung mit Hitler. Das Focke-Museum in Bremen, eine Landesanstalt für Kunst und Kulturgeschichte, zeigt unter dem Titel »Graben für Germanien. Archäologie unterm Hakenkreuz« noch bis zum 8. September 2013 eine Sonderausstellung mit 750 Exponaten, die das spannungsvolle Verhältnis von Politik und Archäologie im Nationalsozialismus beleuchtet. Die »Germanen hat es nie gegeben«, sie waren ein Konstrukt, wissen und klagen die Kuratoren; eines, das von der NS-Propaganda weidlich ausgenutzt wurde. Als problematisch wird auch gesehen, daß die Reichsregierung das Fach Ur- und Frühgeschichte derart förderte, daß man 1927 den ersten Lehrstuhl einrichtete und es 1945 bereits 45 Professuren für das unheimliche Fach gab. Davon profitierte und darunter litt in gewisser Weise das eigene Haus, dessen Direktor von 1924–1953, also über die Zeitenwende hinweg, im Amte war und der immerhin die Bestände des Museums durch Auslagerung vor der Zerstörung rettete.

Der Aufschwung der Germanenforschung drang bis ins Populäre durch, der Schuhpflegemittelhersteller »Erdal« gab skandalöserweise in den frühen dreißiger Jahren Sammelalben heraus, in die Bilder von blonden »Germanenfamilien« geklebt werden sollten. »Rassistische Unterklänge« seien gar noch früher auszumachen, man möge an Wagners *Walküre* denken, so heißt es. Die Ausstellungsmacher wollen auch zeigen, daß der Spuk heute kein Ende hat: Das Bier des Jahres 2012 hieß beklemmend »Der goldene Germane«. Wenn »man dann gesehen hat, wie es in der Zeit des Nationalsozialismus eine Werbung für ein ›Germanen-Bier‹ gab, erschreckt es einen doch, was für Parallelen da sind«, klagt Kuratorin Karin Walter. Neben Themenführungen bietet das Focke-Museum auch »satirische Führungen« sowie Fahrradexkursionen, eine Kinderuni und ein Ferienprogramm für Kinder an.

Zur Ausstellung erscheint eine Begleitpublikation im Theiss-Verlag, 192 Seiten und 150 Abbildungen zum Preis von 24.90 € für die Museumsausgabe.

St. Pius X.

FSSPX steht ausgeschrieben für »Fraternitas Sacerdotalis Sancti Pii X.«, im Volksmund sind das die »Piusbrüder«, also jene katholische Vereinigung, die die traditionelle katholische Lehre und die lateinische Liturgie hochhält. Bischof Richard Williamson, der berüchtigte Holocaust-Exeget, den man im gleichen Atemzug mit der Bruderschaft zu nennen pflegt, ist übrigens unlängst (wegen Verweigerung von »Gehorsam und Ehrfurcht«) aus der Bruderschaft ausgeschlossen worden. Monatlich geben die Piusbrüder ihr 64 Seiten starkes »Mitteilungsblatt« heraus, dessen

Lektüre auch ohne vertiefte theologische Kenntnisse lohnend ist. Schwerpunkt der März-Ausgabe ist naturgemäß der Rücktritt von Benedikt XVI. samt Rückschau auf seine Amtszeit. »Dank gebührt Papst Benedikt für zwei Dekrete: Die Feststellung, daß das wahre Meßopfer nie abgeschafft war« (also die »offizielle Erlaubnis« für das Abhalten der traditionellen Liturgie), sowie für die Rücknahme des Exkommunikationsdekrets (1988) gegen die Piusbrüder. Anders als die Piusbrüder habe der Papst die Gründe der Kirchenkrise nicht im Zweiten Vatikanischen Konzil gesehen, sondern allein in dessen Interpretation durch die »Medien«. Weitere Artikel, stets reich bebildert, widmen sich dem Heiligen Joseph (dem die Priesterbruderschaft am 19. März offiziell geweiht wird), der kirchlichen Erlaubnis zur Ausgabe der »Pille danach« im Falle von Sexualdelikten sowie einer medizinischen Betrachtung des Leidensweges Christi in der Passionszeit. Der Evangelist Lukas habe den Kreuzestod »mit der Genauigkeit und Prägnanz eines guten Klinikers« beschrieben. Das *Mitteilungsblatt* wird kostenlos versandt, Spenden erbeten. Kontakt: Vereinigung St. Pius X. e.V., Stuttgarter Str. 24, 70469 Stuttgart: www.pius.info/mitteilungsblatt

Briefe an alle und keinen

Lieber Hagen Kreuz,
Ihr unverlangt eingesandtes Manuskript über den Plan einer Aufvolkung leerer Landstriche Brandenburgs mittels arischer Zuchtmänner und Vielweiberei ist ganz schön heiß – sonst aber nichts wert. Auch sind wir uns nach der nochmaligen Lektüre Ihres Namens sicher, daß Sie uns da im wahrsten Sinne des Wortes etwas anhängen wollten. Außerdem haben Axel Schweiß und Peter Silie zu diesem Thema schon alles gesagt.

Tschüssi!
Sezession

An die Landeszentrale für Umweltaufklärung Rheinland-Pfalz:
Es ist ein Wahnsinn, es gibt Institutiönchen, von denen unsereins nichts geahnt hat! Ihr gehört dazu. Rhetorische Frage: Was macht man denn so als landeszentralistischer Umweltaufklärer? Wir wissen es bereits: Argumentationshilfen herausgeben mit phantastischen Titeln. Unser Favorit: »Naturschutz gegen Rechtsextremismus«. Jetzt Ihr: »Die Einlassungen rechtsextremer Parteien und Publikationen überzeugen« … Pause. »… auf den ersten Blick.« Auf den zweiten Blick kommt – na klar! – braune Gülle raus, aber nur, wenn Ihr den Hahn voll aufdreht, nicht? Eure Zielgruppe (»Naturschutzakteure und -akteurinnen«) würde das Zeug sonst saufen wie Freibier und heikle Begriffe wie »Artenschutz«, »Heimat« und »Identität« trunken vor Glück an jede Wand sprühen.

Also, raus mit dem Argumentationshammer: Während auf seiten der Rechtsextremen »Zuwanderung auf Ablehnung stößt, wird das Wachstum des eigenen Volkes nicht problematisiert«. Scharfe Analyse. Vorschlag: Ihr schafft ein Gegengewicht und übernehmt das. Problematisiert das eigene Wachstum und hängt Euch auf – ein paar Verbraucher weniger, ein bißchen mehr Platz für den Pfälzer Wald!

Nicht so mutig,
Eure Sezessionistas

Sehr geehrter Herr Bundespräsident Gauck,
wir wollten Ihnen und uns diese Zeilen ersparen, haben lange gezögert, aber: Es geht nicht anders, er muß zur Post, unser Brief, und wir bitten Sie, Ihren Minenhunden aus dem Vorzimmer zu untersagen, uns mit einer Floskel abzuspeisen. Denn in Ihrer Weihnachtsansprache haben Sie sich ungeschickt ausgedrückt. Sie äußerten da folgendes: »Sorge bereitet uns auch die Gewalt: in U-Bahnhöfen oder auf Straßen, wo Menschen auch deshalb angegriffen werden, weil sie schwarze Haare und eine dunkle Haut haben.« Hier die Frage, die sich mehrere Angehörige des deutschen Volkes seit Weihnachten stellen: Da Sie unzweifelhaft den deutschen Opfern ausländischer Prügelbanden ein Signal der Hoffnung senden wollten, gehen wir davon aus, daß Sie beispielsweise die dunkelhaarigen, wettergegerbten Bewohner des Bayrischen Waldes oder des Hunsrücks vor Augen hatten, als Sie den eher dunklen Opfertyp in den Fokus der Aufmerksamkeit rückten, oder? ODER?

Hellwach,
Sezession

Werte Hanna Rosin,
wollen Ihr herbeigerufenes »Ende der Männer« nicht konsequent bejubeln? Ja, sind Sie einfach eine Art plappernder Photoapparat, der die passenden Momente einfängt? All diese Superfrauen, die »einfach hundert Prozent egoistisch« sein wollen oder die – eine Prise überlebten Altruismus vorausgesetzt – ihren Söhnen mittels rosa Plüschtieren, Ballett- und Kochkursen einen guten Start in die »neue Ära« ermöglichen wollen. Daneben jener Typ Mann, den Sie »glukkenhaft« nennen und das positiv meinen: Einer, der eine Ausbildung zum Pfleger macht und damit »nur der Sehnsucht nachgeht, die er schon immer empfunden hat, aber bislang nicht ausdrücken durfte«, ist aus Ihrer Sicht der Hauptgewinn der Partner-Tombola 2013.

Männer rangieren in ungezählten Bereichen immer noch oben in den Hierarchien? Für Sie, Frau Rosin, »das Todesröcheln eines Zeitalters, das im Verschwinden begriffen ist«. Eins muß Ihnen klar sein: wenn demnächst Ihre Prophezeihung wahr wird und Frauen in 24/7-Jobs das Weltgeschehen bestimmen, während die Männer ihrem Hang nach Kinderbetüdelung und Nichtsnutzigkeit nachgehen, dann findet sich keine mehr, die Ihr kurioses Weltwissen nachvollziehen will! Das viele Papier!

Ihre besorgten letzten Männer
von der *Sezession*

Gesamtregister der Sezession von 2003 – 2012

Gesamtregister der Sezession-Hefte 1 bis 51 – mit ausführlichem Schlagwort- und Personenregister, allen Autoren, Beiträgen und Rezensionen.

1941 Namen von Abdel-Nasser bis Zitelmann

413 Begrife von Abendland bis Zyklus

60 Seiten, geheftet, 10 €

Es gibt zwei Freiwillige, die sich – nach eigenem Vorschlag! – über Wochen der immensen Aufgabe widmeten, alle bisher erschienenen Hefte der Sezession vollständig zu verregistern: nach Grundlagen- und Kurzbeiträgen, Rezensionen und Autoren – und vor allem nach Schlagwörtern.
Das Ergebnis ist ein mehr als hilfreiches Findebuch für alle, die sich den angehäuften Schatz der ersten bis 50. Sezession immer wieder neu erschließen möchten.

Sezession

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra
Tel/Fax: 03 46 32-9 09 41
vertrieb@sezession.de · www.sezession.de

1813

17. März – König Friedrich Wilhelm III. schreibt an sein Volk

»Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt; Ihr wißt, was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden … – Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu seyn. Es ist der letzte, entscheidende Kampf, den wir bestehen, für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden, oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen, um der Ehre willen; weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.«

1913

20. Februar – Carl Hauptmann schreibt an Carl Duisburg, Generaldirektor der Bayer-Werke

»Professor Max Reinhardt geht mit der Idee einer ganz einzigartigen monumentalen Theaterschöpfung um. Es handelt sich um ein umfassendes Kulturunternehmen, wofür er besonders die mächtigen Männer der deutschen Industrie zur Teilnahme gewinnen will. Es schwebt Max Reinhardt eine tiefgreifende Veredelung der Massenvergnügungen vor, die naturgemäß die versumpfenden und die Menge verderbenden Schundtheater einschränken und treffen soll. Er denkt an Euch »Fürsten der Arbeit«, weil Ihr die Arbeit der Massen organisiert habt, aber die Muße der Massen noch nicht in einem großzügigen und positiven Sinne habt organisieren können … Es handelt sich um den wunderbarsten Kunstplan, der, wenn er Eure und einiger anderer industrieller Machtmänner Unterstützung fände, sich weiter zu einem vorbildlichen Werke des Friedens und zu einer wirklich weit sichtbaren Krönung der deutschen Industrie entfalten könnte, vorbildlich für die ganze übrige Kulturwelt.«

2013

8. März – Der Integrationsbeirat nimmt zur sozialen Teilhabe von Migranten Stellung

»Die Herkunft der Eltern darf für den Bildungs- und Berufserfolg der Kinder nicht mehr entscheidend sein. Zudem muß sich die Vielfalt in unserem Land in allen Berufsfeldern widerspiegeln. Manchmal kann auch eine Einwandererquote ein geeignetes Instrument dafür sein.«